

BEROAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 7. Monatlich erscheinen vier Nummern. Berlin, 15. Februar 1860. Preis: Vierteljährlich 20 Silberg. VI. Jahrgang.

Erklärung des Modenbildes.

Fig. 1. Sortie de bal. Mantel Trovatore, mit rothen und naturgrauen Streifen, garnirt mit einem Schrägstreifen von schwarzem Sammet.

Fig. 2. Robe von weißem Mousseline, mit Puffen desselben Stoffes und lila Schleifen garnirt; durch die Puffen ist ebenfalls lila Band gezogen. Coiffüre von gleicher Farbe.

Fig. 3. Robe von weißem Tüll auf weißseidenem Unterleide. Den untern Theil des Rockes ziert ein Spitzenvolant, der übrige Theil des Rockes ist in Puffen arrangirt, welche auf den Ansatz des Volants herabfallen, und in regelmäßigen Distancen durch Rosenbouquets gefast sind. Die glatte Taille ist mit einer doppelten Spitzenberthe garnirt. Coiffüre von Rosen und Perlen. [1101]

Milly Monne.

Von

F. F. Smith.
(Fortsetzung.)

11. Capitel.

Die Nachricht, daß sie in drei Tagen das Weib ihres Veters Kaled werden sollte, erweckte alle in Milly's Natur schlummernde Kraft und schreckte sie auf aus der träumerischen Unentschiedenheit, in die Sir Aubrey's wohl berechnetes Benehmen und die schmeichelnde Freundlichkeit seiner vorgeblichen Schwester sie versenkt. So kurze Zeit ihr Verkehr mit den Hausbewohnern auch

bis jetzt gewährt, hatte er doch hingereicht, in ihrem jungen Herzen einen Abscheu vor dem halbwildem Leben, das sie bisher geführt, zu erwecken, und zugleich ein geheimes Sehnen nach dem Unbekannten, dem Geistigen, dem Schönen.

Die Seele des unschuldigen Zigeunermädchens wandte instinctiv sich ihnen zu, wie die matten Blätter der in dunkeln Gewölbe schmachtenden Pflanze dem einzigen Lichtstrahl, der in ihren düstern Kerker dringt.

„Ich kann nimmer Kaleds Weib werden,“ antwortete sie in einem so ruhig entschlossenen Tone ihrem Großvater, daß dieser bestürzt zusammensuhr und sie aufmerksam betrachtete, denn es war das erste Mal, daß sie seiner Autorität zu widersprechen wagte.

Martha, welche im Zelte anwesend war, schoß wüthende Blicke auf ihre Nichte und hätte ohne Zweifel in einen Strom von Verwünschungen sich ergossen, wenn nicht ein Blick ihres Bruders sie zurückgehalten.

„Warum nicht?“ fragte er Milly sanft.

„Weil ich ihn nicht liebe.“

„Liebst Du einen Andern?“

Milly antwortete nicht.

„Sprich frei,“ sagte Keelan, „ist es Squills, Jinks, Len oder ein anderer Bursch unserer Bande?“

Der Schauer des Efels und Abscheus, welcher die Gestalt des armen Mädchens erschütterte, drückte ihren Widerwillen deutlicher aus, als die bedrückteste Verneinung im Stande gewesen wäre.

„Ich will Dir sagen, wer es ist,“ rief die alte Zigeunerin, unfähig, länger ihre Wuth zu zügeln. „Es ist der feine Herr, der damals in der Nacht glatte Worte zu ihr sprach und der einfältigen Märrin vorredete, sie sei hübsch. Milly hat den Lügen des Hausbewohners gelauscht und ihr Herz ist davon träumerisch geworden. Sie will 'ne feine Dame sein, seidene Kleider tragen und Gebete lernen wie die Hausbewohner, als ob's zu was nützlich wär! Ich hab' mein Lebtag keine gelernt. Ein Mann von echtem romänischen Blut, eine Wohnung in den Zelten ist nicht mehr gut genug für sie. Sie verachtet unser Volk, und —“

„Still!“ unterbrach sie der Alte.

„Wenn Kaled sich das Mädchen nicht einmal in den Kopf gefest hätte,“ murmelte Martha, „so sollt's mir ganz einerlei sein, was aus ihr wird, denn sie hat immer absonderliche Grillen gehabt und sich nie geberdet wie ein echtes romänisches Weib.“

„Verlaß uns!“ sprach Keelan nachdrücklich zu seiner Schwester.

Martha verließ das Zelt, drohende Blicke auf Milly werfend. Der Stolz der Zigeunerin war beleidigt, denn es war eine ihrer schwachen Seiten — sie hatte deren nicht viele — die Harnes für eben so gut zu halten als die Keelans. Wahrscheinlich war dies auch wirklich der Fall, denn der Henker würde in Verlegenheit gewesen sein, welcher von beiden Familien er den Vorrang im Verbrechen zugestehen sollte. Strick, Galgen und Handschellen wären für das Wappenschild beider Familien gleich passende Insignien gewesen.

„Also, Milly, Du hast Dich verliebt in den Hausbewohner,“ sprach der Großvater, unter seinen buschigen Augenbrauen hervor sie scharf fixierend. „Hm! Du bist nicht das erste narrrische Dirnen, das mit der Viper spielte und sie unschädlich glaubte, bis es ihren giftigen Zahn fühlte.“

„Ich habe mich in Keimen verliebt,“ entgegnete das Zigeunermädchen, „und weiß recht gut die giftige Viper von der unschädlichen Schlange zu unterscheiden.“

„O ja, draußen in Feld und Wald,



wo jede ihre natürliche Haut trägt," bemerkte der Alte, "aber nicht in den Städten, wo sie einander ähnlich sehen und keine Flecken noch Abzeichen haben, zur Unterscheidung; wo ich sogar, trotz meiner Erfahrung, mich täuschen konnte. Was sagte der Bligmenich mit der glatten Zunge, mit den Augen schwarz wie Schleen, zu Dir?" fuhr er düster fort.

"Im Zelt, Großvater?"
"Nein. Im Wald, am Morgen, da er von uns gegangen." "Er sagte nur, was hundert Andere mir schon gesagt, daß ich schön sei," sprach Willy, "er fragte, wie lange ich schon bei der Bande sei, er wollte nicht glauben, daß ich ein echtes romänisches Mädchen, und dann bat er mich um die wilde Rose aus meinem Haar."

"Er wollte nicht zugeben, daß Du eine echte Romänin?" wiederholte Keelan mit schlaumem Lächeln; "und Du glaubtest es ihm?"

"Kein Wort davon!" rief Willy lachend. "Das haben mir die Leute auf Jahrmärkten und Wettrennen auch schon gesagt."

"Und dann sprach er zu Dir von Liebe?"
"Liebe?" wiederholte das Mädchen mit einem tiefen Seufzer — "von Liebe zu der Ausgestoßenen, der Vagabundin, welche die Kinder verhöhnt und die der Constabler von den Grenzen seines Bezirks fortreibt! Hältst Du mich für ein Kind? Hätte er versucht, mich mit einer solchen Lüge zu täuschen, ich hätte ihn gefaßt."

"Nun, und jetzt?"
"Fürchte ich ihn," erwiderte die Enkelin. "Das böse Schicksal hat ihn gezeichnet — ich lese es in den Linien seines Gesichtes. Martha sagt, er werde einmal gewaltsamen Todes sterben."

"Martha ist eine Narrin," entgegnete der Alte ärgerlich. "Sein Stern ist ein glänzender, ich las es bei seiner Geburt. Aber Du hast Recht, sehr Recht, ihn zu fürchten. Einmal hat er Deinen Weg gekreuzt; solltest Du ihm ein zweites Mal begegnen, so nimm Dich in Acht. Schande und Tod wird zwischen Euch treten."

Willy schauderte bei dieser Prophezeiung.
"Ich freue mich," fuhr der Zigeuner fort, der seltsamer Weise seiner Enkelin jedes Wort glaubte, "daß der Hausbewohner Dir nicht eitle Thorheiten in den Kopf gesetzt hat. Bist Du einmal verheiratet, so wirst Du Deinen Better Kaled bald lieb haben."
"Niemals, Großvater," antwortete das Mädchen. "Er behandelt mich, als wäre ich ein Geschöpf, das ihm rechtmäßig gehört, ist eifersüchtig und argwöhnisch und beobachtet mich auf meinen Gängen durch Wald und Feld. Ich fange an ihn zu hassen!"

"Liebe ihn, oder hasse ihn, wie Du willst," sprach Keelan in dumpfem Tone, "aber sein Weib müßt Du werden, ich habe mein Wort gegeben, die Bande rechnet darauf. Ich kann mich nicht mit meiner Schwester und mit den Hennes versehen Deiner Narrheit wegen."

"Lieber nehme ich Gift!" rief das Mädchen leidenschaftlich, "und Martha mag mich begraben in der Schlucht, wie das Kind der Hausbewohnerin in vergangener Nacht."

Das Gesicht des alten Zigeuners nahm einen finstern, drohenden Ausdruck an bei dieser unvorsichtigen Rede, und er erhob den Arm, nach Willy zu schlagen, als der Thürvorhang des Zeltes bei Seite geschoben ward und Herbert Lacy eintrat.

Als Keelan den unerwarteten Gast erkannte, vergaß er seine Enkelin, wie den Grund seines Zornes; seine sonstige Schlaubeit und Geistesgegenwart schien ihn zu verlassen, denn zusammenkauend sank er auf den Kasten, als habe er einen plötzlichen Schlag empfangen. Seine Bestürzung war so groß, daß er die Entfernung Willy's nicht bemerkte, welche leicht wie ein Schatten durch die Thüröffnung sich stahl und verschwand.

"Welcher böse Stern führt Euch in des Zigeuners Zelt?" fragte er mit vergeblicher Anstrengung, gefaßt zu scheinen.
"Ich komme Euch zu sagen, daß Ihr diese Gegend verlassen müßt."

"Ist Sir Richard Bavasseur todt?"
"Nein."

"Nicht todt? Nun, dann brauch' ich auch nicht zu gehen," rief der Alte, welcher endlich seine Fassung wiedererlangt. "Ich dachte, Ihr kämt mir zu sagen, daß Ihr jetzt Herr seid. Diese Gegend verlassen?" wiederholte er mit ironischer Betonung. "Was für ein Verlangen nach so vielen Jahren! Warum soll ich sie verlassen? Wer darf's wagen, mich fortzutreiben?"

"Eine härtere Hand als die meine, die schon lange über Euch schwebte," entgegnete Herbert Lacy, "und die ohne Zweifel Euch endlich fassen wird — die eiserne Hand der Gerechtigkeit!"
"Ich habe nichts gethan, das heißt nicht in letzter Zeit, weshalb ich mich zu fürchten brauchte."

"Nennt Ihr Lord Nichts?" fragte ruhig der Doctor.
Keelans Züge verloren ihre Spannkraft und langsam wiederholte er das Wort.

"Der Körper des Kindes, das Eure Schwester, das böse Weib, letzte Nacht in der Schlucht begrub, wobei sie gesehen ward — der Körper des Kindes ist fortgebracht."

"Habt Ihr's gesehen?"
"Nein."

"Also habt Ihr es auch nicht fortgebracht?"
"Von mir ward es weder gesehen noch fortgebracht," sprach der Doctor mit erhobener Stimme, "sondern von jemand, dem Ihr nicht Schweigen gebieten könnt. Die Untersuchung ist schon eingeleitet. Morgen wird das Resultat bekannt gemacht, und das Gefängniß öffnet sich für Euch, wenn nicht die Wuth des Volkes dem Urtheil des Gerichts vorgreift und die Rache für Euer Verbrechen übernimmt. Ich habe nun meinen Theil unsers Vertrags erfüllt. Ihr seid gewarnt vor der Gefahr. Lebt wohl!"

Ohne eine Erwiderung abzuwarten oder den Verbrecher noch eines Blickes zu würdigen, verließ der Doctor das Zelt.

Durch das Lager schreitend, begegnete er dem jungen Kaled, welcher mit zerrissenen Kleidern und blutenden Händen auf die Zelte zustürzte.

"Willest Du noch ein Verbrechen!" dachte Lacy. "Wann wird dem Treiben dieses wüthen Geschlechts ein Ziel gesetzt werden?" Doch ohne nach dem Grunde von des Zigeunerbuben verstörtem Aussehen zu forschen, eilte er seiner Wohnung zu.

Selten ist wohl ein menschliches Wesen so roh, daß nicht wenigstens ein schwaches Glied der goldenen Kette, welche es an die Menschheit bindet, noch ungeboren sei. Bei Martha war dieses Band Liebe zu ihrem Sohne. Sie liebte ihn, wie die Wölfin ihr Junges, und würde ihn im Augenblicke der Gefahr eben so wüthend vertheidigt haben.

"Was giebt's denn?" fragte sie ihn, sobald sie seiner ansichtig ward.

"Willy ist geflohen mit dem Hausbewohner!" stöhnte er, "geflohen von den Zelten und von ihrem Volke! Sie ist für mich

verloren, Mutter, verloren für immer!" und die dunkelbraunen Züge des Zigeunerbuben wurden todtensbleich.

"Geflohen mit ihm?" murmelte Martha.
"Nein, mit der feinen Dame, die seit zehn Tagen immer um das Lager herumhüpfte."

"Mit einem Weibe!" rief Martha, in ein spöttisches Gelächter ausbrechend, "und Du sahst ihre Flucht mit an und kommst wie ein geschlagener Hund weinend und winselnd zu Deiner alten Mutter gelaufen, statt die Flucht zu hintertreiben? In Deines Vaters Geschlecht muß es Memmen gegeben haben, in meiner Familie gab's keine."

"Ich bin keine Memme!" murmelte Kaled in dumpfem Grimme.

"Warum zogst Du sie nicht bei den Haaren zurück zu den Zelten?" fragte das Weib zernig.

"Ich versuchte es," antwortete der Sohn, "und hätte auch die Flucht vereitelt, wäre der verteuerte Hund nicht gewesen! Ich hatte nur zu wehren, daß er mit seinen Tagen mich nicht bei der Gurgel packte. Sieh nur, wie er meine Hände zerrissen hat. Während ich mich mit Snap herumschlug, entkam Willy mit der satanischen Weibsperson, die sie verführt hat. Aber ich will ihnen folgen," fügte er hinzu, "und sollte ich das Land von einem Ende zum andern durchstreifen!"

"Necht so!" sprach Martha zustimmend.
"Sie schlugen den Weg nach Lincoln ein," fuhr Kaled fort, "ich sah den Wagen nach so lange ich konnte."

Seiner Mutter erste Sorge war nun, ihm die Hände mit Balsam einzureiben; darauf hieß sie ihn in sein Zelt gehen, seine besten Kleider anlegen, und befahl ihm, wieder zu ihr zurückzukehren.

"Könntest Du mir nur helfen!" jammerte der getäuschte Liebhaber. "Ich möchte —"

"Sei unbesorgt, mein Sohn, ich bin ein echtes romänisches Weib und will Dir beistehen. Blut ist dicker als Wasser. Die Hennes sind auf alle Fälle so gut als die Keelans. Wir werden ja sehen — wir werden sehen!"

Kaled, welcher seiner Mutter Art und Weise kannte, betrachtete diese Bemerkungen als ein Versprechen, und eilte zu thun wie sie geheißen.

Die Zigeunerin zündete nun ihre Pfeife an, kauerte sich auf die Erde nieder, wie der Indianer bei seinem Wackfeuer, und begann den Dampf des Krautes einzunathmen, dessen beruhigender Einfluß auf ihre Nerven bald sich kundgab. Anfänglich stieg der Rauch in kurzen, unregelmäßigen Stößen aus dem geschwärtzten Pfeifenrohr, nach und nach wurden jedoch die Rauchstöße regelmäßiger, bis sie endlich so vollkommen tactgemäß aufeinander folgten, daß die Zwischenräume um keine Zwanzigstelserunde voneinander abwichen.

Eben war sie im Begriff, zum zweiten Male die Asche aus der Pfeife zu klopfen, als ihr Sohn erschien.

Es war seltsam, wie der Ausdruck der stehenden, gerötheten Augen der alten Zigeunerin sich sänftigte beim Anblick des wohlgebildeten, wohlgenährten jungen Wilden, ihres Sohnes. Die fleckgeschnürten Sandalen, die am Knie dicht zugeknöpften Beinkleider hoben die Fierlichkeit seiner Glieder sehr vortheilhaft hervor, während das reine, oben offene Hemd einen Nacken sehen ließ, der zum Modell eines jugendlichen Hercules hätte dienen können.

"Willy muß toll sein," dachte Martha, ihn wohlgefällig betrachtend, "daß sie einen von den kränklichen, blassen Hausbewohnern einem echten Zigeuner, wie meinem Kaled, vorzieht; so einem Erzspießbuben vom Kopf bis zur Zehe!" wie sie innerlich ihren lieben Sohn nannte, von ihrem Standpunkt aus das höchste Lob, das sie zu ertheilen vermochte.

"Höre, Bursch," sprach sie, "ich kann's nicht mit ansehen, daß Dir die Dirne soll weggestohlen werden, die Du Dir in den Kopf gesetzt. Was Du an ihr hast, sehe ich nicht ein, aber Du hast sie Dir einmal eingebildet, und damit gut. Dein Vater war grad' so arg nach mir. Dem Tom Lea ging er dreimal zu Leibe und brach Deinem Oheim Jack die Rippen, eh' ich mich entschließen konnt', ihn zu nehmen. — Ja, damals gab's noch Männer!"

"Meine Schuld war's nicht — der Hund —"

"Ich weiß schon," unterbrach ihn die Mutter. "Du hast Dir also wirklich vorgenommen, der Willy nachzugehen?"

"Und wenn ich barfuß gehen sollte, wenn ich mich durchbeteln müßte!"

"Nu, nu, das hast Du nicht nötig," bemerkte die Mutter, ihre Hand in die ungeheuerere Tasche versenkend, die sie weder im Schlaf noch im Wachen jemals ablegte, und einen ledernen Beutel mit Geld herausziehend. "Nicht als ob Betteln eine Schande wäre, oder Stehlen, wenn's mit Sicherheit geschehen kann," fuhr sie philosophisch fort, "aber den Hals riskiren, oder Dich ins Gefängniß stecken lassen, wenn's auf die Ehre der Familie ankommt, das sollst Du nicht."

"Ich werde kein Narr sein, mich auf so 'was einzulassen!" bemerkte Kaled.

"Zu ängstlich brauchst Du nicht zu sein," sprach Martha, "so ein Bischen sein Glück versuchen, versteht sich mit Vorsicht, das schadet nichts. — Hier," fuhr sie fort, die Münzen in seine Hand zählend, "vier Zahlpennige, drei falsche Schillinge, fünf falsche Pennystücke und ein kupferner Knopf — den gebe ich Dir nur als Talisman. Mit ein Bischen Mutterwitz und glatter Zunge kannst Du 'n Farthing draus machen."

"Ich will froh sein, wenn ich ein Weib damit gewinne!" rief Kaled ungeduldig.

"Ganz wie dein Vater!" dachte die Zigeunerin. "Ganz wie sein Vater. — Das ist noch nicht Alles," fuhr sie laut fort, "hier ist noch eine Dosis Gift, Du könntest es vielleicht benutzen. Du weißt ja damit umzugehen."

Der Jüngling nickte.
"Hast Du auch Dein Messer?"
Er deutete auf seine Seitentasche.

"Zeig mir's."
"Kein schlechter Stahl," sagte sie, mit kundigem Blick das Messer mustern, "aber eine Sheffieldklinge ist's doch nicht. Nimm meines."

Mutter und Sohn wechselten die Waffen.

"Laß den Hausbewohner nicht triumphiren über den Romänen," rief sie, am Ende des Lagers stillstehend, bis wohin sie ihn begleitete, ihm noch manche nützliche Lehre aus dem Schatz ihrer verbrecherischen Erfahrungen mittheilend. "Sei beharlich wie der Hund, emsig wie die Ameise und klug wie die Schlange. Wenn Du Willy triffst," fügte sie flüsternd hinzu, "dann — eine schnelle Trauung und glückliche Rückkehr zu den Zelten unsers Volkes!"

Kaleds Augen strahlten bei diesen Worten seiner Mutter. Er verstand ihre Rathschläge vollkommen.

Martha schloß nun ihr Lebewohl mit einer Ceremonie, welche

auch jetzt noch bei den Zigeunern gebräuchlich. Nach Osten zu beginnend ging sie dreimal um ihren Sohn herum, leise ein monotonies Lied singend, nach dessen Beendigung der getäuschte Liebhaber unserer Heldin, ohne ein Wort zu erwidern, sich entfernte.
"Das Glück der Romänen geleite Dich," murmelte seine Mutter, "und der Fluch unsers Stammes treffe Alle, die Deine Pläne kreuzen!"

"Es wandle ihr Fuß in schweren Sorgen,
Ihrer dunkeln Tage leuchte kein Morgen,
Der Todesschrei Aller, die sie lieben,
Mag ihres Herzens Freude trüben.
Das Glück verfliehe ihnen wie Rauch,
Schnell, wie auf dem Spiegelsglas ein Hauch.
Es sterbe verzweifelt und verflucht,
Wer dem Romänen zu Schaden sucht!"

Nachdem Martha ihrem Muttergefühl genug gethan durch Aussprechen dieses Fluches auf die wirklichen oder eingebildeten Feinde ihres Sohnes, lenkte sie ihre Schritte nach Keelans Zelt, den sie mit Zurüstungen zum Ausbruch beschäftigt fand.

"Dacht' ich's doch, daß es so kommen mußte," begann sie im Tone der Ueberlegenheit. "Ich sagte Dir immer, daß Du zu nachsichtig gegen Deine Entlochter bist, und nun bewährst sich meine Prophezeiung. Willy ist mit der schmucken Hausbewohnerin geflohen von ihrem Volke."

"Schlimm!" sprach der alte Zigeuner kopfschüttelnd, "schlimm, wenn die Tochter des Romänen den Weg ihrer Vater verläßt; noch nimmer ist Gutes daraus entstanden. Es prehezeit Gefahr."

"Nun, nun, Kaled wird bald mit ihr zurück sein."
"Am die Zelte abgebrochen zu finden und den Platz leer, wo wir so viele Jahre sicher unsere Feuer anzünden durften," bemerkte Keelan.

"Was meinst Du?"
"Daß Du Deine Klugheit ganz eingebüßt hast," erwiderte ihr Bruder. "Die Augen des Hausbewohners haben, wie Du das Grab grubst für das Balg. Der Körper ist hinweggenommen worden, und das Gerücht wird uns bald auf den Fersen sein."

Auf diese erschreckende Kunde antwortete Martha mit einem Fluche, den wir nicht wiederholen wollen, und bestätigte die Nothwendigkeit des Ausbruchs.

"Meine Vorbereitungen sind bald gemacht," fügte sie hinzu. "Die Uebrigen von der Bande mögen mein Zelt und meine Geräthe zusammenpacken, während ich vorausgehe. Aber, wo denkst Du hinzugehen?"

"Zu unserer alten Stelle nach Katzswold" antwortete der Zigeuner. "Du erinnerst Dich doch, es ist hart an der Küste. Wenn sie uns gar zu eifrig verfolgen sollten, so können wir ohne große Schwierigkeit in den kleinen Fischerbooten der Schmuggler nach Holland übersezen."

"Gut," sprach Martha, die in Augenblicken der Gefahr stets wortkarg, dagegen aber sehr entschieden in Handeln war. "Ich kenne den Ort. In acht Tagen sollst Du mich dort finden, wenn nicht die Aufpaffer mich fangen und ins Gefängniß stecken."

Mit diesen Worten verließ Martha das Zelt.
Am nächsten Morgen war das Lager der Zigeuner verschwunden, und keine Spur geblieben, welche den Weg, den sie eingeschlagen, bezeichnen konnte.

Die vermeintliche Schwester Sir Aubrey's verlor keinen Augenblick, ihre Beute nach der Behausung zu bringen, die der Baronet zu Willy's Empfang in Richmond eingerichtet — ein einfaches Landhaus am Ufer der Themse mit Garten, welcher zum Flußufer sich abwärts senkte. In der Stadt hielt Mrs. Hanwey mit Willy sich nur so lange auf, um für letztere den Wechsel der Kleidung zu ermöglichen, damit die Dienerschaft ihren wahren Stand nicht vermuthen könne.

Mehrere Tage lang war das arme Mädchen unruhig und betrübt über den Schritt, den sie gethan. Vertrauere Unterhaltung mit Mrs. Hanwey hatte die hohe Meinung, welche Willy von ihrer Güte und Sittlichkeit hegte, etwas herabgestimmt. Die Natur hatte das Zigeunermädchen, wie die Vögel, mit Instinct begabt, ihre Feinde zu erkennen, und sie fühlte sich zurückgeschreckt durch die zudringlichen Liebsfungen, die schönen Worte und glänzenden Versprechungen der vermeintlichen Dame.

Zu Ende der Woche erschien der Baronet. Willy, welche, wie alle Zigeuner, abergläubisch war, betrachtete es als ein gutes Omen, daß Snap, ihr treuer Hund, der sie begleitet hatte, Sir Aubrey nicht knurrend empfing.

Zu Snaps Scharfsinn hatte sie ein wahrhaft kindliches Vertrauen.

Sir Aubrey Fairclough gehörte nicht zu den gewöhnlichen Wüstlingen, welchen es einerlei, ob der Freudenbecher, den sie an ihre Lippen setzen, gemeinen Inbalks sei oder nicht. Er hielt etwas auf Feinheit, sogar in seinen Lastern. Willy's Schönheit hatte ihn bezaubert, aber nicht die Schönheit allein war es, die er anbetete. Geiſt übte auf ihn einen mindestens eben so großen Reiz. Er hatte in der jungen Zigeunerin Spuren eines ungewöhnlichen Verstandes, großer Liebesfähigkeit entdeckt, und beschloß, die Blume zu bilden, ehe er sie pflückte.

Täglich wiederholte er seine Besuche und beschäftigte sich stundenlang mit der geistigen Ausbildung seines Opfers, welches seinen Unterricht, seine Belehrung mit einer Raschheit faßte, die ihn, den Vielersahenen, sogar in Stammen setzte. Sie schien Alles wie durch Eingebung zu begreifen.

Und doch hatte der gewandte Lehrer vor seiner sähigen Schülerin sorgfältig jeden rohen Ausdruck einer unreinen Leidenschaft gemieden. Das seine Gift ward ihr in der Form der Poesie und der Musik beigebracht. Sir Aubrey war ein ausgezeichnete Vorkleser und Sänger, und Willy saß stundenlang zu seinen Füßen, den Worten lauschend, die ihr junges Herz heftiger schlagen, ihre dunkeln brennenden Augen sanft und träumerisch machten.

Der Wüstling freute sich ihrer Begeisterung, und sah, daß die Stunde seines Triumphes gekommen. Doch als er zu ihr von seiner Liebe sprach, überraschte ihn der Freimuth ihrer Antwort. "Nehmt mich zu Eurem Weibe!" sprach sie. "Heirathet mich, wie es Sitte ist bei den Hausbewohnern, und ich bin die Ewige. Es ist unnötig, Euch meine Liebe zu bekennen, Ihr kennt ihre Tiefe, ihre Stärke, ihre Färllichkeit besser als meine ohnmächtigen Worte es sagen können. Aber Ihr müßt mich heirathen," fügte sie hinzu, "es ist nötig für Eure eigene Sicherheit."

"Wie so?" fragte Sir Aubrey lächelnd.
"Weil ich Euch tödten müßte, wenn Ihr mich verließet um eine Andere!" entgegnete Willy ruhig.

Es währte lange, ehe der herzlose Weltmann das natürlich klare Urtheil seines Opfers soweit verblendete, sie zu überzeugen,

dass die von ihr erwähnte Ceremonie der Heirath eine leere Form sei; und als er endlich siegte, verdankte er diesen Sieg nicht seiner Ueberredungskunst, sondern nur ihrer Liebe. Ihr Verstand war nicht überzeugt.

12. Capitel.

Das Princip, welches Major Henderson bei der Erziehung seiner Schüler beobachtete, war nicht allein auf deren geistige, sondern eben sowohl auf deren körperliche Ausbildung gerichtet. Seiner Ueberzeugung nach waren Spiele im Freien, Jagd und Kraftübungen jeder Art eben so wesentliche Zweige der Erziehung, wie Geschichte, classische Literatur und Mathematik. Die Knaben blickten zu ihm auf, wie zu einem Vater, denn der alte Krieger theilte nicht allein ihre Spiele, er animirte sie sogar dazu, und war er abwesend, so vertrat sein Factotum und vertrauter Diener, Peter Marl, seine Stelle.

Wie die meisten Soldaten, welche lange gedient, hatte der Corporal einen großen Respekt vor der Armee, vor dem Soldatenstand überhaupt, und betrachtete ihn als den einzigen eines Gentleman würdigen Stand. „Priester und Doctoren mögen auch recht gut sein in ihrer Art,“ pflegte er zu sagen, „das Land braucht sie einmal, aber den Ruhm des Landes macht doch nur der Soldat.“ Wie hörte er den Namen des berühmten Generals, unter dem er gedient, nennen, ohne ehrerbietig die Hand zu seiner hohen kahlen Stirn zu erheben, wie er gewohnt gewesen in Portugal und Spanien.

Bergebens versuchten die älteren Knaben, welche den braven Peter Marl mit seinen Eigenheiten gern ein wenig neckten, ihn wegen der Namensausprache des erstgenannten Landes zu corrigiren. Er entgegnete darauf sehr ernsthaft, zu seiner Zeit sei das Land immer Portugal genannt worden, und Männer, wie er, die dort gewesen und für Englands Ehre gekämpft, müßten's doch wohl am besten wissen, wie das Land heiße.

Peter Marl war ein großer, hagerer, sehniger Mann, kerzengerade wie ein Ladebock, und wunderbar rüstig in Betracht seiner Jahre und einer Wunde, die er bei Waterloo empfangen, und welche bei bevorstehendem Regen oder sonstigem Witterungswechsel ihm ein leichtes Stinken verursachte. Peter hatte nur eine Schwäche, einen tiefgewurzeltten Haß gegen die Franzosen, und er trieb dieses Gefühl sogar so weit, daß er an jedem Tage, wo der französische Sprachlehrer, Monsieur Detonville, kam, um Unterricht zu geben, er ihn argwöhnisch, wie einen Verdächtigen, bewachte, und ihn nicht aus dem Auge ließ, bis er das Haus wieder hinter sich hatte.

Anfänglich verstand der harmlose kleine Franzose durchaus nicht den Grund dieser etwas beleidigenden Aufmerksamkeit, doch einmal darüber aufgeklärt, verschänzte er sich dagegen hinter seine nationale und professionelle Würde, und statt der sonst von ihm gebrauchten cordialen Begrüßung Peters durch „mon brave“, „mon vieux“ erfolgte jetzt ein kurzes: Monsieur Pierre.

Diese Beleidigung — denn als solche erschien Peter diese Anrede — richtete vollends eine unübersteigliche Schranke auf, vernichtete jede Hoffnung, daß der alte Corporal jenes ungerathenen Vorurtheils Herr werden könne, und der Major mußte alle seine Autorität anwenden, die Geringschätzung des Alten in Schranken zu halten.

„Zu einem Corporal des ‚Zweiundvierzigsten‘ so kurzweg ‚Monsieur‘ zu sagen!“ rief er. „Wenn man so was erlebt, kann man einem Franzosen Alles zutrauen.“

Die Schüler, obgleich Peter beständig um sie war, betrachteten ihn nicht als einen Spion, sondern als einen Verbündeten bei ihren Unternehmungen. In jedem schwierigen Falle bekehrten sie seinen Rath, und mannigfach waren die Pläne, zu denen er ihnen beihilflich sein mußte.

Mehre Monate schon waren Oliver und Phil Bewohner von Carwell-Hall, und Beiden war die Zeit sehr angenehm vergangen. Sie standen im besten Vernehmen mit ihren Mitschülern und hoch in Ansehen bei dem Major, dessen Wachsamkeit für die Sicherheit des jungen Creoles keinen Augenblick schlummerte. Die geringsten Vorfälle in Bezug auf diesen mußten ihm hinterbracht werden.

„Was hatten die Knaben denn heute Morgen so herzlich zu lachen, Peter?“ fragte eines Tages der Major Henderson, als der Corporal in das Bibliothekzimmer trat, seinen gewöhnlichen Bericht vorzulesen.

„Sie lachten nur über einen Traum von Master Blandford, Ev. Ehren.“

„Ein Traum?“
„Ja, 's steht im Bericht.“
„So leßt!“

„Die jungen Herren wurden in vergangener Nacht von Master Blandford erschreckt, der sich im Bett aufrichtete und um Hilfe schrie. Er sagte, er hätte das Gesicht eines Mannes am Fenster seiner Stube gesehen.“

„Und Ihr haltet das für einen Traum?“

„Ich weiß nicht, was ich draus machen soll,“ entgegnete der alte Soldat. „Master Blandford war zuerst sehr kleinlaut, bis Mr. Brandreth ihm wieder Courage machte. Mr. Brandreth sagt, es muß ein Traum gewesen sein, und der ist nicht auf den Kopf gefallen. Uebrigens, Ev. Ehren, ist ja das Fenster dreißig Fuß von der Erde.“

„Schien der Mond in vergangener Nacht?“

„Ja, so hell wie damals, als . . .“

„Ja, ja, ich weiß schon,“ unterbrach ihn der Major, welcher eine von Peters endlosen Kriegsgeschichten befürchtete. — „Es ist mir sehr lieb, daß Ihr die Sache gemeldet. In Bezug auf Philipp Blandford ist auch das Geringfügige wichtig. Sobald die Knaben in ihren Zimmern sind, kommt wieder zu mir. Ich wünsche, daß Ihr mich auf einem Gange begleitet.“

Zur festgesetzten Stunde kam er wieder und verließ in Begleitung des Majors das Haus. Mehre Minuten blieben sie auf dem Kieswege stehen, dem Fenster von Philips Schlafgemach gegenüber, und der Major maß mit den Blicken die Höhe.

Das Fenster lag wenigstens dreißig Fuß über dem Erdboden.

„Dahinauf kann kein Spion und kein Feind,“ sprach Peter Marl.

„Ausgenommen mit einer Leiter,“ antwortete ruhig sein Herr. „Folgt mir nach der Remise.“

Das so benannte Gebäude war ein Thurm, welcher früher zur Abtei gehörte und jetzt zur Aufbewahrung von Harken, Spaten, Stangen zu gymnastischen Übungen, Leitern und dergleichen Geräthen diente.

Der Major untersuchte die längste Leiter aufmerksam; am Fuße derselben haftete frische Erde.

„Ganz dieselbe Erde, wie das Beet unter Philipp Blandfords Fenster.“

Peter beschloß ins Geheim, seine Muskete in Bereitschaft zu setzen.

Von der Remise gingen sie wieder in den Garten zurück. Das Blumenbeet unter Philipps Fenster schien frisch geharkt. So verdächtig diese Merkmale waren, schien es Beiden doch fast unmöglich, daß der, welcher die Leiter erstiegen, nach dem stattgefundenen Alarm der Knaben noch Zeit gefunden haben konnte, das Beet frisch zu harken.

Der Zweifel war völlig begründet. Oliver hatte das Beet geharkt, um Philips Befürchtungen zu beschwichtigen. Er selbst war keineswegs Willens, sich in dem Gefühl der Sicherheit zu wiegen, sondern hatte einen Plan eronnen, den er mit Hilfe seiner Kameraden ausführen und dem Major erst mittheilen wollte, wenn er zugleich den Erfolg verkündigen konnte. Doch ach, der brave Oliver war nicht der Erste, der ausging zu scheitern und geschoren zurück kam.

Die Mißhandlungen, die Philipp Blandford von Mr. Danby erfahren, erweckten ihm das Mitgefühl aller seiner Mitschüler. Scheinbar war stimmten alle überein, Philips Schrecken als einen Traum zu betrachten, beschloßen aber nichts desto weniger zu erspähen, auf welche Weise ein Fremder in den Garten habe dringen können, was durchaus nicht leicht, da er von hohen Mauern umgeben war und die eisernen Thore jede Nacht fest verschlossen wurden.

Jodrel bemerkte zuerst, daß von der Gartenmauer an der Stelle, die nach der Wiese zu lag, ein Stein von oben herabgefallen, und theilte den Uebrigen diese seine Entdeckung mit, auf welche nun Oliver einen Anschlag gründete, den Eindringling zu fangen.

Die Mittel waren einfach und ganz so gewählt, wie man von Schülern, die mehr auf lustige, als auf böse Streiche auszugehen, voraussetzen kann.

Oliver hatte nämlich in der Remise eine alte Fußangel entdeckt, welche sich von anderen ihres Gleichen nur dadurch unterschied, daß ihr die Zähne fehlten, welche die Füße des Opfers zu verwunden und zu zerfleischen bestimmt sind.

Ein unsäglicher Reiz lag für die Knaben in dem Geheimniß, mit welchem sie ihr Project umgaben. Bald nach Mitternacht schlüpfen sie aus dem Hause, stellten die Fußangel an der Stelle auf, wo der Eindringling herübergeklettert sein mußte, und stahlen sich dann wieder eben so leise zurück in ihre Betten, doch nicht um zu schlafen — dazu ließ ihre Aufregung es nicht kommen.

Noch nie waren die Stunden so geschlichen. Die jungen Verschworenen meinten, durch eine seltsame Caprice der Natur dehne diese Nacht sich zu endloser Länge, und zögere der Morgen über Gebühr. Endlich begann es doch zu dämmern, und unser Held Oliver, begleitet von Howard und Verles, schlich hinab in den Garten.

Die meisten Knaben haben wohl ein wenig Wildbirei getrieben und erinnern sich wohl noch als Männer der hohen Befriedigung, mit welcher sie den ersten, in ihre Falle gerathenen Hasen, das erste Kaninchen betrachteten. Wie armselig muß indes dieses Gefühl gewesen sein, verglichen mit der fanatischen Freude, welche die drei Knaben ergriff, da sie entdeckten, daß sie einen Menschen, einen wirklichen, lebendigen Menschen gefangen, einen derben Burschen, anständig in einen Jagdrock gekleidet, mit Gamaschen und Pelzmütze.

Als der Gefangene die Knaben erblickte, zeigte sein Gesicht einen höchst trüblichen Ausdruck. Den einmüthigen Fragen nach seinem Namen, nach der Absicht seines Kommens setzte er ein hartnäckiges Schweigen entgegen.

„Wir wollen ihn zum Major bringen,“ rief Oliver, „der wird ihn schon reden lehren.“

Der Vorschlag ward einstimmig angenommen.

„Nur nicht zum Major, meine gütigen, lieben, jungen Herren,“ flehte der Mann mit so demüthiger Stimme und Geberde, daß die Knaben nur noch sicherer wurden. „Lassen sie mich fort, ich habe Frau und Kinder.“

„Der Mangel kann Euch nicht zum Diebe gemacht haben,“ sprach Jodrel. „Ihr seid dazu zu anständig gekleidet.“

„Ich bin kein Dieb,“ entgegnete der Gefangene höchst unterwürdig.

„Was also hat Euch hergeführt?“ fragte Oliver, ihn scharf ins Auge fassend. „Doch ich brauche Euch nicht zu fragen, ich weiß, wer Euch schickt, und kenne den Grund Eures Besuchs. Haltet ihn fest!“ rief er seinen Kameraden zu.

Howard und Verles griffen den Gefangenen beim Rockfalten, während Oliver sich bückte, um die Fußangel zu lösen.

Doch kaum war das Instrument so weit geöffnet, daß der eingeklemmte Fuß hindurch konnte, als der Mann seine beiden Wächter mit ungeheurer Kraft aufs Gras warf, Oliver einen Schlag verfehte, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzten, und über die Mauer springend den Blicken der Knaben verschwand.

Diese sahren mehre Minuten lang schweigend bald die Fußangel, bald sich untereinander an, dann brach Oliver, der wohl fühlte, daß er diesmal ohne seine gewohnte Ueberlegung gehandelt, das Schweigen.

„Der Major wird uns auslachen!“ rief er.

„Was wird Peter sagen!“ bemerkte Howard.

Obgleich alle drei Knaben gegen die Lächerlichkeit, der sie sich aussetzten, sehr empfindlich waren, so dachte doch Keiner daran, die Wahrheit zu verhehlen, und sie eilten ins Haus, ihrem Vorgesetzten das Erlebte mitzutheilen.

Der arme Oliver war sehr niedergeschlagen.

„Es ist mir lieb, daß Sie mir die Sache nicht vorenthalten,“ sprach der Major Henderson, welcher sich eines Lächelns kaum erwehren konnte beim Anblick der trüblichen Gesichter. „Ich kenne jetzt die Gefahr und werde meine Maßregeln danach nehmen. Hätte ich nur des Burschen Gesicht gesehen.“

„Ich sah es genau,“ entgegnete Oliver und, „werde es so leicht nicht vergessen; sollten auch Jahre vergehen, ich kenne ihn dennoch wieder.“

13. Capitel.

Oliver Brandreth, wie alle hochgesinnten Knaben, fühlte sich höchst unangenehm berührt, wenn ein Plan, auf dessen Vollendung er seinen Stolz gesetzt, ihm mißglückte. Das Entweichen des Burschen, den er so schlau gefangen, ärgerte ihn ungemein, und er sah ein, daß seine Reputation auf dem Spiele stehe, wenn es ihm nicht gelänge, den Flüchtling, oder wenigstens etwas Näheres über den Zweck seines Eindringens in Carwell Hall zu entdecken.

In Peter Marl besaß Oliver einen treuen Bundesgenossen. Der alte Soldat liebte den freimüthigen, beherzten Knaben, welcher sein Herz noch besonders dadurch gewonnen, daß er mit Interesse den zuweilen sehr verwickelten Kriegsgeschichten des Alten zuhörte.

Die Hälfte jedes Festtags und jede freie Stunde wandte Oliver zu seinen Nachforschungen an. Die große Wiese, auf welcher die Dorfbewohner Abends zusammenzukommen pflegten, die benachbarten Pachtböse, ja sogar das Wirthshaus, das einzige am Orte, ward besucht, doch ohne Erfolg. Er konnte weder den Burschen wiedererblicken, dessen flüchtige Bekanntschaft ihm eine so unangenehme Erinnerung hinterlassen, noch irgend etwas von ihm erfahren.

Des Majors Forschungen blieben gleich erfolglos. Weber Schneider noch Barbier, die beiden größten Schwäger des Ortes, konnten ihm die geringste Auskunft geben, dennoch waren Lehrer und Schüler gleich fest entschlossen, nicht eher zu ruhen, bis sie Einsicht in das Geheimniß erlangt.

Phil, der unbewußte Gegenstand ihrer Sorge, hatte den Vorfall fast gänzlich wieder vergessen.

„Ich kann's nicht herauskriegen,“ sprach Peter in einer vertraulichen Unterhaltung, die er mit seinem Liebling in der Remise führte. „Der Bursch kann nicht hier aus der Gegend sein.“ Oliver bestätigte diese Ansicht.

„Dann muß er ein Fremder sein,“ fuhr der Alte fort. Diese Folgerung war zu unwiderleglich, um bestritten zu werden.

„Und da Rotswold an keiner Straße liegt und nirgendshin führt, so muß er in besonderer Absicht gekommen sein.“

„Sehr richtig geschlossen,“ bemerkte der Zuhörer. „Doch welche Folgerungen zieht Ihr weiter daraus?“

„Daß der Feind den Burschen als Spion absandte, um die Stärke unserer Stellung zu prüfen. Ohne Zweifel wollten sie uns überrumpeln, doch der Spion mag ihnen wohl gesagt haben, daß wir auf der Hut sind, und nun ziehen sie sich nur zurück, um sich zu einem Angriff zu sammeln.“

„Wie leid thut es mir, daß ich mein Pistol nicht mit hergebracht,“ sprach Oliver leise vor sich hin.

„Nu, Sie würden's doch nicht etwa gebraucht haben, Sie würden doch nicht?“ entgegnete der alte Soldat mit ruhigem Lächeln.

„Es wäre nicht das erste Mal,“ erklärte Oliver und knüpfte an diese Versicherung die Erzählung seines Abenteuers mit den Zigeunern in der Scheune.

Peter Marl lauflachte der Erzählung mit unverhehlter Bewunderung, und begleitete dieselbe mit dem langdauernden, gemächlichen Lachen, das ihm eigen war, wenn er sich freute.

„Ich hab' ein Paar Pistolen,“ flüsterte er, „nahm sie einem französischen Mosjö bei Waterloo, der auf den Major schießen wollte, nachdem dieser seinen Leuten zugerufen hatte, den Mosjö zu schonen.“

„Schonten sie ihn?“ fragte Oliver.

„Er fand einen ehrenhaften Tod, als er verdiente,“ sprach der Alte sehr ernst. „Ein Soldat hieb ihn nieder im Gefecht, Mann gegen Mann, es währte achtzehn Minuten, das Gefecht.“

„Ich vermüthe, der Soldat wäret Ihr?“

Peter erwiderte nichts. Er liebte das Prahlern nicht.

„Ach, aber die Pistolen,“ sprach der Knabe, „wenn Ihr mir doch nur eine davon anvertrauen müchtet.“

Der Veteran schüttelte den Kopf, doch nicht so entschieden verneinend, daß Oliver von weiterem Bitten abgeschreckt worden wäre.

„Wenn Ihr nur wüßtet, wie vorsichtig ich bin,“ fuhr Oliver fort. „Bei der Geschichte, die ich Euch erzählte, gab ich erst in der letzten Minute Feuer, als es die höchste Zeit war.“

„Wenn ich wüßte, daß der Major nichts dagegen hat.“

Endlich, nach langem, dringendem Ueberreden, gab Peter Marl sich überwinden, doch waren es im Grunde weder die Wünsche, noch die Ueberredungskünste des Knaben, die ihn zum Nachgeben bewogen. Vielmehr fühlte er, daß er alt werde. Zweimal schon hatte er sich selbst ertrapt über einem Schlafschäßen, als er in der an Philipps Zimmer grenzenden Stube hatte wachen wollen. So glaubte er nun, junge Augen würden waschamer sein. Uebrigens gab er die Waffe nicht eher in Olivers Hand, bis er sich fest überzeugt, daß dieser mit Feuergewehr gut umzugehen wisse.

Die Nacht schlief Oliver mit dem Pistol unter dem Kissen. Am Morgen schloß er es sorgfältig in sein Pult, und fühlte sich stolz und glücklich, wie Knaben in der Regel, wenn ihrer Ehre und ihrem Muth Vertrauen bewiesen worden.

Übermals verging eine Woche, ohne daß der geringste Aufschluß sich gefunden, und schon begann der Major zu glauben, seine Besorgniß für die Sicherheit Philipps sei grundlos gewesen. Nicht so Oliver. Seine Ueberzeugung blieb unerschüttert. Er war Zeuge der grausamen Behandlung gewesen, welche Phil von Mr. Danby erlitten, und hatte den finstern Blick, den Sir Aubrey ihm zugeworfen, nicht vergessen, damals, als er im Hause des Capitain Brandreth mit seinem Stiefsohn zusammentraf.

Auch die Worte der Negerin hatten einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

„Gestatten Sie wohl, Sir, daß ich einen Ausflug machen kann?“ fragte Oliver den Major eines Mittwochs, welcher Tag in Carwell Hall stets ein halber Schulfesttag war.

Major Henderson firrte den Knaben scharf. Trotz des unglücklichen Planes mit der Fußangel hatte der alte Officier eine sehr hohe Meinung von dem Scharfsinn und dem Muth seines Cleven, und vermüthete, dieser möge irgend eine Spur entdecken haben, welche zur endlichen Enthüllung jenes geheimnißvollen Abenteuers leiten könnte.

„Ich muß den Grund Ihres Begehrs wissen, ehe ich meine Erlaubniß gebe,“ erwiderte der Major.

„Ich möchte mir gern die Gegend ansehen, Sir.“

„Ist das Ihr einziger Grund?“

„Kein,“ erwiderte Oliver freimüthig. „Ich kann mich mit den bisherigen fehlgeschlagenen Nachforschungen wegen des Burschen noch nicht begnügen. Gerade der Umstand, daß jede Spur von ihm verschwunden, beweist, daß er in besonderer Absicht nach Rotswold kam; und welche Absicht konnte es gewesen sein, als die, zu erfahren, ob Phil hier im Hause sei oder nicht. Es ist kein Diebstahl begangen, nicht einmal einer versucht worden, überhaupt sah der Mann gar nicht aus wie ein Dieb.“

„Worauf gründen Sie denn Ihre Erwartung, ihn zu entdecken?“ fragte der Major. „Ohne Zweifel ist er jetzt schon weit weg.“

„Es wäre schon gut, könnte ich nur das Nest finden, auch wenn der Vogel ausgeflogen,“ bemerkte unser Held. „Der Bursch muß in der Zeit zwischen seinem ersten und seinem zweiten Besuch jedenfalls hier in der Nachbarschaft irgendwo verweilt haben.“

„Wahrhaftig!“ sprach der Major. „Daran habe ich noch nicht gedacht. Ihr junger Verstand hat einen Schluß gezogen, den der meine übersehen.“

„Der Schluß ist nicht ganz mein, Sir,“ entgegnete Oliver. „Peter und ich haben soeben die Sache zusammen besprochen, und überlegt, ob der Bursch ein Dieb, oder ein Spion des Sir Aubrey Fairclough sein könne. Wie Sie sehr richtig bemerken, ist er jetzt sicher weit entfernt von hier, im ersten Fall seiner Sicherheit wegen, im andern, um seinem Abfender Bericht zu erstatten. Ich bin nun fast ein Jahr in Kotswoth, und kenne die Umgegend genau genug, um nicht Gefahr zu laufen.“

Diese letzte Versicherung gab den Ausschlag, und der Major bewilligte, obgleich nicht ohne Widerstreben, die Bitte des Knaben.

Wenn Oliver niemals stolz sich fühlte, so war es jetzt, da er die wichtige Kunde seinem Freunde und Vertrauten, Peter Marl, mittheilte, welcher alle seine frühere Neigung zu Abenteuerern wieder erwachen fühlte, und sehntlich wünschte, seinen Liebling begleiten zu können.

Leider konnte der Major den alten Soldaten nicht entbehren, denn die häuslichen Einrichtungen von Carvell Hall waren so sehr auf die Leistungen des alten Corporals gebaut, daß er selten Muße fand, weiter zu gehen, als zur Kirche und ins Wirthshaus, wo er zuweilen einsprach, um mit dem Wirth über Politik und mit den benachbarten Farmern über Landwirthschaft zu reden; denn die Meinung des alten Peter Marl galt als ein Orakel, nicht nur in Angelegenheiten der Nation, sondern auch, was den Landleuten viel wichtiger war, über Ernteausichten u. dergl., daher sie den braven Corporal mit höchster Ehrfurcht behandelten.

„Es wäre mir sehr lieb, hätte ich abkommen können,“ sprach er; „doch erst die Pflucht, und dann das Vergnügen. Bei Ihrer Zurückkunft mögen Sie mir Alles erzählen. Wie denken Sie denn die Sache anzufangen?“

„Zuerst schlage ich den Weg nach Castle Rising ein, und ...“ „Galt,“ unterbrach ihn Peter, „das mein' ich nicht. Dieser Gang ist nur so ein kleiner Guerilla-Streifzug, kein regulärer Feldzug; daher müssen Sie die Kleider wechseln. Giles hat ungefähr Ihre Größe, und seine Sonntagskleider werden Ihnen passen.“

Giles war nämlich der Bursche, der dem Corporal bei den Gartenarbeiten zur Hand ging.

Der Vorschlag war zu gut, um verworfen zu werden. So ward denn festgesetzt, daß Oliver zum Hause hinausschlüpfen sollte, während die übrigen Schüler noch bei den Büchern saßen, und in der Remise die Kleider wechselten.

Natürlicherweise vergaß Oliver nicht sein Pistol mitzubringen, welches der alte Peter ihm sorgfältig mit einem Paar Kugeln lud. Oliver lächelte, als er ihm zusah, denn er dachte dabei an die beiden Marmorfiguren und den Nagel mit dem Messingkopf, womit er in der Scheune Geächtigkeit geübt.

Mit hoffnungsreichen, stolzen Gefühlen sagte Oliver seinem alten Freunde Lebewohl. Bei seiner Jugend hatte es etwas zu bedeuten, daß ein so erfahrener Mann, wie Major Henderson, ihn sich selbst überließ, und er gelobte, dieses Vertrauen durch Besonnenheit und Muth zu verdienen.

Nachdem Schritte war er ungefähr fünf Meilen auf dem Wege nach Castle Rising hingegangen, als er einen Knaben, anscheinend von gleichem Alter mit ihm, einholte, dessen Kleidung achtbare Armuth verrieth. Der schmale Kreppstreifen um seinen Hut zeigte an, daß der Tod ihm eines jener Bande gerissen, welche, einmal gelöst, die Seele des Menschen mit dem Grabe vertraut machen. Ein freundlicher Ernst lag auf den sonnenbräunten Jügen, welche augenblicklich die Theilnahme unsers Soldaten erregten.

Beide sahen einander einen Augenblick an, dann fragte Oliver, auf das Bündel des jungen Burschen blickend: „Gehen Sie noch weit?“

„Nur bis nach Melina House.“

„Wo liegt das?“

„Noch acht Meilen sind bis dahin. Wohin gehen Sie?“

„Nach Castle Rising.“

Zu beiderseitiger Genugthuung fanden sie, daß ihr Weg sie noch mehre Meilen vereinigt führe.

Randal Rand, so hieß Olivers neuer Reisegefährte, theilte diesem mit, daß er bis von London her komme, um seinen Onkel, den Doctor Sellen, aufzusuchen, der Besitzer einer Privat-Irrenanstalt sei; er wolle den Onkel bitten, seine Aufnahme auf ein Schiff zu vermitteln.

„Warum schreiben Sie nicht an ihn?“ fragte Oliver, „Sie hätten dadurch die lange, ermüdende Fußreise gespart.“

„Meine arme Mutter schrieb mehrmals an ihn,“ sprach der Knabe, während seine Augen sich mit Thränen füllten; „er nahm aber keine Notiz von ihren Briefen.“

„Und Sie gehen dennoch zu ihm, um seinen Beistand zu erbitten?“ fragte Oliver in einem Tone, welcher dem armen Knaben das Blut in die Wangen trieb.

„Ich versprach es meiner Mutter,“ erwiderte er, „und das einer Sterbenden gegebene Versprechen muß man heilig halten.“

„Wie jedes Versprechen,“ ergänzte Oliver mit der ihm eigenen freimüthigen Weise.

„Wer sind Sie?“ fragte jetzt Randal, Olivers Kleidung miszierend, welche einen Knaben der arbeitenden Klasse bezeichnete. „Ich arbeite auf einem der benachbarten Edelhöfe,“ sprach Oliver ausweichend.

„Auf dem Felde?“

„Nein, mehr im Garten.“

Randal warf einen Blick auf Olivers Hände und lächelte. „Ihre Kleider abgerechnet, würde ich glauben, daß Sie mehr mit Büchern, als mit Hacke und Spaten zu thun haben.“

Jetzt war die Reihe, verlegen zu werden, an Oliver, doch bald fastete er sich wieder und sprach gegen seinen Reisegefährten den Wunsch aus, sein Besuch bei seinem reichen Onkel möge Erfolg haben.

„Ich danke Ihnen,“ sprach Randal, „weil ich weiß, daß Sie es gut meinen. Uebrigens könnte mich nichts mehr kränken und ärgern.“

„Als Erfolg?“ fragte Oliver erstaunt.

„Als Erfolg. Mein Onkel setzte dem Flehen meiner lieben Mutter ein taubes Ohr entgegen. Hätte er seine Hand ausgestreckt, ihr zu helfen, ich würde ihn verehrt haben, würde gern für ihn gestorben sein. Erwiese er nun mir die Güte, die er meiner Mutter verweigerte, ich würde es als Demüthigung, als Schmach empfinden. Ich hasse, ich verachte ihn! Doch fürchte ich nicht,“ fuhr er mit Bitterkeit fort, „durch sein Mitleid gedemüthigt zu werden; sein Herz ist zu eng, als daß ein warmes Gefühl darin Raum finden könne. Der einzige Schlüssel dazu ist Gold.“

„So ist er ein Geiziger?“

„So weit, als seine Stellung in der Gesellschaft es erlaubt, ist er's. Mein Vater, welcher mit ihm im Verein der Anstalt vorstand, verließ ihn wegen der grausamen und fargen Behandlung, die er seinen Patienten zu Theil werden ließ. Für Geld thut er Alles.“

„Ich habe Ihnen nur meine ganze Geschichte erzählt,“ schloß Randal Rand, „und werde sehen, ob Sie gleich offenherzig sind und mir die Ibrige erzählen.“

„Ich kann etwas Besseres thun,“ antwortete Oliver, „ich

liches Wirthshaus stand. Des rechten Weges unkundig, beschloffen die Knaben, hier einzufehren und sich durch etwas Speise und Trank zu erquickten.

Zwei Gläser Ale, Brod und Käse bestellend, setzten die jungen Wanderer sich an einen großen Tisch, der die ganze Länge der schön mit Sand bestreuten Küche einnahm. Sie waren indes nicht die einzigen Gäste; mehre Arbeiter und ein ehrwürdig aussehender Mann, den die Leute Farmer Deacon nannten, waren anwesend und im Genuß etwas compacterer Nahrung begriffen.

Der alte Mann blickte wohlwollend auf die beiden Knaben, deren Erscheinung so sehr abwich gegen die gewöhnlichen Kunden der Schenke, forderte sie auf, sich zu ihm und den anderen Landleuten zu gesellen und an ihrem Mahl Theil zu nehmen. Oliver nahm die Einladung sogleich an, nur Randal zögerte, und doch war der erstere reichlich mit Geld versorgt, während es dem letztern, in Betracht der ihm noch bevorstehenden Rückreise nach London, sehr karg zugemessen war.

„Macht keine Umständ,“ sprach der Farmer.

„Vortrefflicher Schinken!“ bemerkte Oliver.

Da Randal sah, daß das Anerbieten wirklich aufrichtig gemeint sei, widerstrebte auch er nicht länger, sondern folgte dem Beispiel seines Gefährten.

„Sucht Ihr Arbeit?“ fragte der Alte.

„Wir gehen nach Melina House,“ antwortete Oliver Brandreth. „Mein Freund hat einen Verwandten dort.“

„Gott sei dem armen Schlufer gnädig, wer's auch sein mag,“ rief der Farmer. „s ist ein greulichs Haus das, auf alle Fälle.“

„Vielleicht ist's einer von den Aufsehern,“ bemerkte der Wirth der Schenke, „die haben gute Tage. Der Doctor darf ja nicht darben lassen, sie wissen gar zu viel von seinen Heimlichkeiten.“

„Laßt's nur gut sein,“ sprach der Alte, „spricht nicht weiter darüber, sonst jagt Ihr den armen Burschen Furcht ein. Seid weit hergekommen?“

„Von London,“ antwortete Randal.

„Zu Fuß?“

„Jeden Schritt.“

„Da müßt Du ja todtmüde sein,“ bemerkte gutmüthig der Farmer. „Ich will Euch einen Platz auf meinem Wagen einräumen.“

Die Knaben erklärten, sie seien nicht müde, und wollten eben das Erbieten ausschlagen, als zwei verdächtig aussehende Kerle in die Schenke traten und ein Glas Bier und ein Brod forderten.

Alle Anwesenden betrachteten die Ankömmlinge mit misstrauischen Blicken. Der Eine war ein derber Gesell mit aufgedunsenem Gesicht, buschigen Augenbrauen und heimlichem Ausdruck in den Augen; sein Gefährt sah etwas weniger schurkisch aus, doch gehörten Beide unverkennbar zu der Race der Zigeuner.

Mit Erstaunen bemerkte Oliver, daß der Eine zwei Narben im Gesicht habe, eine auf jeder Wange, und augenblicklich erinnerte er sich des Vorfalls in der Scheune.

Der Wirth, das Bestellte bringend, streckte sogleich die Hand nach Bezahlung aus, noch ehe er Bier und Brod den neuen Gästen überreichte.

„Habt Ihr's so eilig?“ bemerkte der stämmigste der beiden Burschen.

„Mit gewissen Kunden hab' ich's immer eilig,“ lautete die nicht sehr höfliche Antwort.

„Wenn Ihr sie nicht kennt, meint Ihr wohl?“

„Nein, eben wenn und weil ich sie kenne,“ verbesserte der Wirth mit bedeutungsvollem Tone. „Eure Bande hat zwar lange nicht mehr unsere Gegend belagert, aber ich kenne Euch doch noch.“

Der Eine der Angeredeten raunte seinem Genossen einige Worte zu, von denen nichts als der Name Zinks in Olivers Ohr drang; dieser Name bestätigte in ihm, was er bisher nur vermutet, daß diese beiden Männer dieselben seien, deren Unterhaltung er vor Jahresfrist in der Scheune belauscht, und ohne Weigern nahm er jetzt das Erbieten des Farmers an, ihm und seinem Begleiter einen Platz auf seinem Wagen einzuräumen.

„Ja, ja,“ sprach der gute Alte, „s ist schlecht wandern mit den Zigeunern auf einer Straße. Ich fürchte mich nicht vor ihnen und mir würden sie auch nichts zu Leide thun, weil ich hier in der Gegend bekannt bin und vernimmt würde. S sind verdammte pflüßige Kröten, die Zigeuner. Ihr seid fremd — und mit den Fremden hat das Volk nimmer Gutes im Sinne.“

14. Capitel.

Der Farmer Deacon fuhr seine neuen Bekannten den Feldweg entlang, welcher zu Dr. Sellen's Anstalt führte, und zeigte ihnen von weitem das Lager der Zigeuner, welches in einem Gebirge, schattigen Thale aufgeschlagen war, ein Ort, wie ihn Deron gewählt haben würde, um dort bei Mondschein mit seinem lustigen Hofstaat Feste zu feiern.

„Alles wieder beim Alten!“ murmelte der Farmer vor sich hin. „Alles beim Alten!“



Stundenlang saß Mills zu seinen Füßen. (Seite 50.)

kann Ihnen beistehen. Eine Geschichte habe ich Ihnen nicht zu erzählen, wenigstens keine erzählenswerthe.“

„Ich habe genug, um bei sparsamer Eintheilung wieder zurück nach London zu kommen,“ entgegnete der Knabe mit dem Ton schmerzlicher Täuschung.

Mehre Minuten lang setzten die beiden Wanderer ihren Weg schweigend fort. Unser Held brach zuerst die Stille. Besiedelt war etwas seiner Natur so Fremdes, daß er sich bekommen fühlte, Vertrauen nicht mit Vertrauen vergelten zu können, namentlich gegen den Knaben, dem er sich schon herzlich geneigt fühlte.

„Ihr Name ist also Randal?“ fragte er. Sein Begleiter verneigte sich bejahend. „Nun, ich will Ihnen eine Gewissensfrage vorlegen, weil ich glaube, daß Sie mich verstehen werden. Ich verließ meine Wohnung vor einigen Stunden mit Bewilligung der einzigen Person, welcher hier ein Recht über meine Handlungen zusteht. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß meinem Gang ein besonderer Zweck zum Grunde liegt. Ich gab kein Versprechen, ihn geheim zu halten — dies allein würde meine Zurückhaltung rechtfertigen — aber die Sache selbst fordert Verschwiegenheit. Darf ich nun unter diesen Umständen von Ereignissen reden, die nur in zweitem Grade meine eigene Person angehen?“

„Wohl gesprochen!“ bemerkte Randal lächelnd.

„Und Ihre Entscheidung?“

„Behalten Sie Ihr Geheimniß.“

„Wohl geantwortet!“ rief unser Held. „Ich wußte, daß wir uns verstehen würden. Von Melina House hörte ich noch nie, doch nach der Beschreibung, die Sie mir von seinem Besizer gemacht, muß ich gestehen, daß ich es kennen lernen möchte. Können Sie mir nicht dort Eingang verschaffen — vielleicht als Ihrem Führer? Es kann nicht auffallend erscheinen, da Sie in dieser Gegend fremd sind.“

Randal nahm den Vorschlag ohne Einwendung an, und beide Knaben setzten ihren Weg mit raschen Schritten fort, bis sie an einen Kreuzweg kamen, an dessen einer Seite ein länd-

„Sind die Zigeuner schon lange hier in der Gegend?“ fragte Oliver.

„Ungefähr ein Jahr,“ antwortete der Alte. „Viele Jahre waren sie nicht hier gewesen, und ich glaubte schon, wir wären sie ganz los geworden.“

„Kennen Sie die Leute?“ fragte Randal.

„Was Gutes kenn' ich nicht von ihnen!“ rief der Farmer. „Keelan, das Oberhaupt der Bande, soll recht geschickt sein in Kindviehkrankheiten. Ich hab' noch nichts mit ihm zu thun gehabt, und wer's hat, dem thut's leid nachher. Manches arme Dirnchen und mancher einfältige Bursch hat schon die Stumbe verflucht, wo sie ihn zum Helfersbelsler nahmen in Liebesgeschichten.“

„Es ist am besten, man spricht erst gar nicht von der Sache,“ fügte er hinzu, das Pferd zu schnellerm Lauf mit der Peitsche antreibend.

Die Gegend dicht um Melina House war so waldig, daß die Reisenden nur die felsam gestalteten Siegel des Hauses sehen konnten, als der Wagen in geringer Entfernung von demselben hielt.

„Hier ist's,“ sprach der Farmer Deacon.

Die Knaben dankten ihm für seine Güte und sprangen vom Wagen herab.

„Es ist nicht eben gut berücksichtigt,“ bemerkte der Alte, der unterwegs sich schon den Kopf zerbrochen, was wohl die Knaben dort zu thun haben könnten.

„So scheint's,“ entgegnete Oliver, die schweren eisernen Gitterthore betrachtend, welche innen noch dicht mit Brettern verkleidet waren, um jedem neugierigen Blick den Eingang zu wehren.

Oliver schellte.

Ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, die Tochter des Hausverwalters, erschien.

„Ist Doctor Sellen zu Hause?“ fragte Randal.

„Ja!“ lautete die etwas zögernde Antwort.

„Sagen Sie ihm, sein Neffe sei hier und wünsche ihn zu sprechen,“ sprach Oliver und schritt dabei kaltblütig durch den geöffneten Thorweg.

Sein Gefährte folgte dem Beispiel, und das Mädchen, welches nicht recht zu wissen schien, wie sie sich zu benehmen habe, verschloß das Thor wieder.

„Ich laß mir's nicht nehmen,“ murmelte der Farmer, davonfahrend, „sind seine Jungen, und gute Jungen, aber ein bedenklicher Ort ist's doch, sehr bedenklich!“

„Ich werde hinaufgehen und dem Herrn sagen, daß Sie da sind,“ sprach das Mädchen. „Sie dürfen aber keinen Schritt weiter gehen.“

Ungeachtet dieses Verbots bestand Randal darauf ihr zu folgen, und unser Held blieb allein.

Oliver war keineswegs gesonnen, seinen Besuch in Melina House ungenützt vorübergehen zu lassen.

Sobald der Neffe des Doctors mit dem Mädchen verschwunden, sprang er in einen der Seitengänge und ging rasch, obgleich vorsichtig, weiter, bis er der Vorderseite des Hauses ansichtig ward.

Mehrere Patienten, augenscheinlich den höheren Ständen der Gesellschaft angehörig, gingen auf dem Rasenplatz umher, beaufsichtigt von Wärtern und Wärterinnen.

Einige gestikulirten gewaltig im Gespräch mit Personen, die nur ihrem verkörperten Geiste gegenwärtig waren, während Andere in tiefe Melancholie verient schienen und ihrer Umgebung keine Beachtung zollten.

Gedekt durch ein Gebüsch, hatte Oliver die Scene eine Zeitlang ungestört beobachtet, als ein durchdringendes Wehgeschrei sein Ohr traf.

Unwillkürlich griff er nach seinem Pistol. Im nächsten Augenblick eilte eine weibliche Gestalt den Gang herunter und warf, mit wildem Blick um sich schauend, einen Brief, mit einer langen schwarzen Haarflechte zugebunden, in das Gebüsch, wo unser Held stand.

Der Brief fiel dicht zu seinen Füßen nieder — ihn aufzunehmen und in die Tasche stecken war das Werk eines Augenblicks.

„Es nützt Ihnen nichts, Lady,“ rief ein Aufseher, der sie einholte. „Ich weiß, Sie haben geschrieben; geben Sie den Zettel her, oder ich muß Sie untersuchen.“

„Glender!“ rief die Dame, mit Würde sich emporrichtend, „wagt es, Hand an mich zu legen!“

„So kommen Sie ins Haus,“ entgegnete etwas eingeschüchtert der Aufseher, „wir werden ja hören, was der Doctor sagen wird.“

„Gott helfe mir!“ rief die Unglückliche. „Ich bin in erbarmungslosen Händen. Keinen Freund, keinen Beschützer — keine Hoffnung!“

Der Aufseher ergriff mit brutalem Lachen die Unglückliche am Arm und zog sie ins Haus.

Oliver wagte kaum zu atmen. In der Dame hatte er diejenige wiedererkannt, welche er in der Scheune gegen die Zigeuner vertheidigt, und in dem rohen Aufseher den Burschen, den er so unvorsichtig aus den Zugangeln hatte entschlüpfen lassen.

Eilig schlug er den Rückweg ein und setzte sich auf eine Steinbank vor dem Hause, mit pochendem Herzen der Wiederkehr seines Gefährten harrend.

Nicht lange hatte er dort gesessen, als er Randal und das Mädchen in Begleitung einer dritten Person kommen sah, eines großen, hagern, finstern aussehenden Mannes in schwarzer Kleidung, in welchem Oliver sehr richtig den Doctor vermutete.

„Wer ist der Knabe?“ fragte der Besitzer von Melina House, als er unsern Helden ansichtig ward, mit einem grollenden Blick auf das Mädchen, welches zu erschrocken war, um antworten zu können.

„Er kam mit mir,“ antwortete Randal ohne Aengstlichkeit. „Ich hätte mich allein hierher nicht gefunden.“

„Nicht hierher gefunden?“ bemerkte sein Oheim mit spöttischem Lächeln. „Sie können nichts Besseres thun, als sich dieses Haus gänzlich aus dem Sinn zu schlagen. Deffne das Thor!“

„Danke, Onkel, Dank. Sie glauben nicht, wie sehr ich Ihnen zu Dank verpflichtet bin!“ rief Randal aus. „Ich versprach meiner theuern Mutter auf dem Todtbette, Sie aufzusuchen, Sie um Ihren Beistand zu bitten und Ihnen zu vergeben, wenn Sie die geringste Spur von Reue zeigten wegen Ihrer frühern Grausamkeit.“

Ihr Benehmen hat mich meines Versprechens entbunden, hat mir meine Unabhängigkeit wiedergegeben, hat mir die tiefe, bittere Demüthigung erspart, Ihnen eine Gefälligkeit danken zu müssen. Jetzt darf ich Sie hassen, Sie offen und ehrlich verachten und Sie bewachen, denn ich bin durchaus nicht überzeugt, daß Sie ehrlich an Ihrer verwitweten Schwester handelten. Erlange ich Beweise Ihrer Unehrlichkeit, so sehen Sie sich vor. Sie sollen mich so taub und mittheillos finden, wie Sie sich gezeigt haben.“

Doctor Sellen erbleichte vor Wuth, vielleicht auch vor Furcht, denn das Gewissen mochte ihm zuflüstern, daß seines Neffen Argwohn nicht ganz unbegründet sei.

Die beiden Knaben schritten durch das Thor, welches des Pförtners Tochter sorgfältig hinter ihnen schloß. Das arme Mädchen erwartete einen Zornausbruch ihres Herrn, zu ihrem Erstaunen jedoch ging er nachdenklich auf das Haus zu.

Hier begegnete ihm Howlet, der Oberaufseher, und benachrichtigte ihn, wie die in der Anstalt unter dem Namen „My Lady“ bekannte Patientin einen Brief geschrieben.

„Wo ist er?“ fragte der Doctor schnell.

„Ich kann ihn nicht finden. Ich und die anderen Aufseher haben alle Gänge und Gebüsch darnach durchsucht, doch vergebens.“



Snap, welcher auf dem Grase lag, sprang auf und knurrte. (Seite 53.)

„Nichts als Kerger!“ murmelte der Doctor. „Erst mein Neffe, dann ein Brief, der, wenn er an seine Adresse gelangt, mich um eine einträgliche Patientin bringen kann, für die ich fünf-hundert Pfund jährlich erhalte. Ich muß auf der Hut sein — Vorsicht ist die Mutter der Sicherheit.“

Andern Tags sandte er einen Brief als „Privatangelegenheit“ bezeichnet an Hardy Harley Esq., Woodbine Cottage, Richmond.

Hardy Harley war der Name, unter welchem Milly ihren Verführer kannte.

Es war bereits Abend, als Oliver und sein neuer Bekannter Notswold erreichten, denn sie hatten einen weiten Umweg gemacht, um das Zigeunerlager zu vermeiden und, was Oliver noch weit mehr fürchtete, etwaigen Nachstellungen von Melina House zu entgehen.

„Warten Sie hier auf mich, Randal,“ sprach unser Held, auf das kleine Wirthshaus am Eingang des Dorfes deutend.

„Binnen einer Stunde komme ich selbst oder schicke nach Ihnen. Ich hoffe, Sie glauben meiner Versicherung?“

„Ich würde Ihnen glauben ohne Versicherung,“ entgegnete sein Gefährte. „Sie haben keinen Begriff davon, wie frühzeitig die Kinder der Armut Menschenkenner werden,“ fügte er mit traurigen Lächeln hinzu.

Major Henderson war höchst erfreut, als sein Bögling zu ihm in das Bibliothekzimmer trat. Er bewillkommnete ihn mit warmem Händedruck und hörte der Erzählung seiner Abenteuer mit großem Interesse zu.

„Ich habe schon viel von diesem Doctor Sellen gehört,“ sprach der Major, „und Ihre Beschreibung befestigt die ungünstige Vorstellung, die ich mir von ihm gemacht. Das Geheimniß, das uns so lange benutzte, ist halb gelöst durch die Entdeckung des nächtlichen Einbringlings in der Person des Aufsehers. Doch wo ist der Brief, von dem Sie sprachen?“

Oliver zog ihn aus der Tasche. Er war noch durch die lange schwarze Haarflechte an einen Stein befestigt, ganz so, wie Oliver ihn gefunden.

Der Major entfaltete das zerdrückte Papier und las, wie folgt:

„Lady Fairclough wird auf unrechtmäßige Weise in der Irrenanstalt des Dr. Sellen gefangen gehalten. Der Finder dieses Briefes gebeten, dieses Billet an Colonel Grey in London, St. James Park, zu befördern.“

„Lady Fairclough?“ wiederholte Oliver mit Erstaunen.

„Es giebt zwei Damen dieses Namens,“ bemerkte der Major. „Die verwitwete Lady und Philips Mutter. Ich werde das Billet an seine Adresse besorgen.“

Der arme Randal ward nun in die Halle geholt und von dem Major, der an seinem Gesichte warmen Antheil nahm, erlucht, die Nacht hier zuzubringen. Dies war jedoch nicht der einzige Vortheil, welchen er durch die Freundlichkeit seines neuen Bekannten genoss. Oliver gab ihm beim Scheiden auch noch einen Brief an Philipps Vormund mit.

„Der wird Sie auf ein Schiff bringen,“ sprach Oliver, dem neuen Freunde eine glückliche Reise wünschend, mit herzlichem Händedruck. „Möchten wir uns wiedersehen!“

„Wünschen sie es wirklich?“ fragte der dankbare Knabe.

„Ich spreche stets wie ich es meine.“

„Dann werden wir uns wiedersehen!“ rief Randal mit Feuer, „und, wenn das Glück mein Streben begünstigt, hoffentlich unter besseren Verhältnissen.“

Diese Worte erwiesen sich als prophetisch, denn der reiche Major war so bezaubert von Oliver's Briefe, daß er nach einigen prüfenden Fragen, statt seinen Schützling zur See zu senden, ihn bei sich behielt und ihm eine Stelle als Schreiber in seinem eigenen Comptoir anwies. Und es hatte schon etwas zu bedeuten, Fuß zu fassen in einem Hause wie das von Compton und Co.

Der Brief, welcher dem freundlosen Knaben die Begünstigung verschafft, lautete:

„Sir, Sie boten mir einst eine goldene Uhr für eine, dem Freund erwiesene Gefälligkeit. Ich wies sie zurück, nicht aus Stolz, sondern weil ich fühlte, daß solche Freundschaftsdienste nicht bezahlt werden dürfen. Jetzt bitte ich Sie, dem Ueberbringer dieses Briefes beizustehen. Er will zur See, Helfen Sie ihm. Ihr gehorsamster Diener

Oliver Brandreth.“

„Klarer Kopf fürs Geschäft,“ murmelte John Compton, da er den Brief las, „kein Wort zu viel.“

„Ich will dem Burschen helfen, d. h. wenn er's verdient.“

Der Geschäftsmann hielt Wort.

Am nämlichen Tage gelangte auch der Brief des Dr. Sellen nach Woodbine Cottage; wo Sir Aubrey Fairclough einen großen Theil seiner Zeit zubachte unter dem angenommenen Namen Harley. Milly war vor kurzem Mutter geworden, und selbst der herzlose Verführer fühlte etwas wie Gewissensbisse, da er die Freude der armen Zigeunerin sah, wie sie über das hilflose, unschuldige Wesen sich neigte, dessen Geburt zugleich ihr Glück und ihre Schmach war.

Da der Baronet in seinem Opher ungewöhnliche Geistesgaben entdeckte, fand er großes Vergnügen daran, ihr Lehrer zu sein. In Musik, Malerei, Poesie — in Allem, was den Geschmack verfeinern kann, bildete er sie aus, und das Lernen war für Milly doppelt süß, da sie den Lehrer liebte.

Kein Wunder, daß sie überraschende Fortschritte in allen jenen Künsten machte. Von Einem nur hatte Sir Aubrey nie ein Wort gesprochen, von — Religion. — Er fürchtete, Milly könne dadurch den Abgrund der Entwürdigung erkennen, zu dem er sie verlockt, und so war Milly den Wahrheiten des Christenthums, ohne welche die Civilisation eine hohle Maske ist, noch jetzt so fern, als da sie die Zelte ihres Volkes bewohnte.

„Ich muß Dich verlassen,“ sprach Sir Aubrey, nachdem er des Doctors Brief gelesen, „nur auf ein Paar Tage. Wichtige Geschäfte fordern es.“

„Kann ich nicht mit Dir reisen?“ fragte Milly bittend.

„Unmöglich. Du vergißt unsern Kleinen.“

Die junge Mutter blickte auf das Kind, welches in einer Hängematte schlief, die im Garten an einen großen Baumast befestigt war. — Sie wiederholte ihre Bitte noch mehr.

„Hier ist mein Glück!“ flüsterte sie, nachdem ihr Verführer sich entfernt, „und doch bin ich nicht glücklich. Ist frage ich mich: Kann es währen? Wird Harley mich immer lieben, oder wird seine Neigung welken, wie die Blumen des Lenzes? Zu Zeiten ergreift mich ein gräßlicher Zweifel, eine namenlose Furcht, ein Borgeseßel irgend eines Unglücks. Ich muß diese Thorheit zu vergessen suchen,“ fuhr sie nach einer Pause fort. „Ich bin Mutter, und ein Mutterherz muß stark sein. Welche Gefahr kann mich bedrohen, hier, wo Liebe mich bewacht?“

Gleichsam als Antwort auf diese Frage tauchte Kaleds, der jungen Zigeuners, Haupt über der Gartenmauer auf, und nachsichtig glühten seine Augen, da sie der Hängematte mit dem schlafenden Kinde ansichtig wurden.

Snap, welcher auf dem Grase lag, sprang auf und knurrte, da er den Lauscher bemerkte, doch ehe noch seine Herrin sich umwenden konnte, die Ursache von des Hundes Unruhe zu ergründen, war der Kopf von der Mauer verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Gesellschaftsspiele.

Zur Winterszeit, wo ein fröhliches, geselliges Zusammensein erstrebt wird, sind Gesellschaftsspiele fast so nothwendig als ein warmer Ofen, ein Tasse Thee und eine Partie Whist. Nicht selten hat eine Hausfrau, trotz der splendidesten Bewirthung ihrer Gäste, für deren leibliche Nahrung sie gewissenhaft sorgte, dennoch den Kummer, die Langeweile um sich her wurzeln zu sehen, weil sie — nicht weiß, was mit den Leuten anfangen. Die singen können, wollen nicht singen, nur die, welche nicht singen können, lassen leider sich zum Singen bewegen, Tanz wird nicht in Vorschlag gebracht, und so schleichen die Stunden träge, unter der Bürde schleppender Unterhaltung hin. Was würde die Wirthin nicht geben für ein Spiel — zur Unterhaltung der jungen Leute; wie sehr bedauert sie, keine Kenntniß davon zu haben, denn nichts bringt so viel Leben in eine Gesellschaft, als ein Spiel, sei es noch so harmlos. Für den Fall solcher Verlegenheiten dürfte vielleicht die Mittheilung einiger wenig bekannten Spiele erwünscht sein: Unter den Pfänderspielen, welche auf das Nicht-Wissen der Mitspielenden basirt sind, ist eines der unterhaltendsten:

Die Köchin.

Einer aus der Gesellschaft geht umher und erzählt den Nebenbuhler (welche natürlich die Pointe des Spiels nicht kennen dürfen), daß er großen Verdruß habe mit seiner Köchin, welche eine unbegreifliche Antipathie hege gegen das höchst nahrhafte Gemüse — Bohnen. Er bittet zugleich die Freunde, ihm Speisen zu nennen, die er seiner Köchin empfehlen könne, und die Mitspielenden unterstützen ihn mit gutem Rath, indem Jeder ein Gericht vorschlägt. Aber ach — die Gefälligkeit bekommt ihnen schlecht, fast Jeder muß ein Pfand geben. Schweinbraten wird vorgeschlagen — „Ein Pfand!“ Beefsteak — „Ein Pfand!“ Preiselbeeren — „Ein Pfand!“ „Was ist an allen den Rathschlägen auszusetzen?“ wird man fragen. — Nun, das Geheimniß des Spieles besteht darin: die Köchin ist allen Speisen abgeneigt, in denen der Buchstabe B enthalten. — Daß der Buchstabe beliebig gewechselt werden kann, versteht sich von selbst.

Schatten-Blinderküh.

Dieses Spiel unterscheidet sich dadurch von dem gewöhnlichen Blinderkühspiel, daß der Suchende die Augen offen hat. In dem Zimmer wird ein großes weißes Tuch aufgehängt, welches die Blinderküh von den übrigen Mitspielenden trennt. In den Raum, wo diese sich aufhalten, wird ein helles Licht gestellt, und zwischen dieses und die weiße Gardine treten die Mitspielenden, eines nach dem Andern. Die Aufgabe der Blinderküh ist, aus dem Schatten die Person zu errathen, und da es Jedem freisteht, durch Gang und Geberden sich möglichst unkenntlich zu machen, so währt es zum allgemeinen Ergötzen oft sehr lange, ehe die Blinderküh das Rechte trifft.

Männchens Haus.

Die Gesellschaft schließt einen Kreis, und der Erste giebt seinem Nachbar scheinbar einen Schlüssel oder sonst einen andern beliebigen Gegenstand mit den Worten: Ich verkaufe Dir mein Männchen. Nachdem Jeder diese Worte wiederholt, sagt der Anführer des Spiels, den Schlüssel einem Andern, dem Folgenden gebend: Ich verkaufe Dir meines Männchens Haus. Die Spielenden haben diese Rede abemals zu wiederholen, und der Anführer fährt fort, zunächst: Ich verkaufe Dir die Thür von meines Männchens Haus — dann: Ich verkaufe Dir das Schloß der Thür von meines Männchens Haus — weiter: Ich verkaufe Dir den Schlüssel zum Schloß der Thür von meines Männchens Haus — weiter: Ich verkaufe Dir die Tasche zum Schlüssel vom Schloß der Thür von meines Männchens Haus u. s. w., bis zu beliebiger Ausdehnung. Da die Wiederholung so gestreckter Sätze für Gedächtniß und Zunge gleich schwierig ist, gehen zahlreiche Pfänder von den Mitspielenden ein.

Rettet Euer Leben.

Dieses Spiel ist eine hübsche Variation von „Meines Männchens Haus“, unterscheidet sich jedoch dadurch, daß eine Geschichte dabei erfunden werden muß, welche zu einem bestimmten Ende führt. Die Gesellschaft schließt einen Kreis, und der Erste sagt zu seinem Nachbar rechts: „Hier ist ein Bild.“ Der Nachbar sagt zu seinem Nachbar rechts dieselben Worte u. s. w., bis der Letzte sie dem Ersten wiederholt, worauf dieser fortfährt: „Hier ist ein Bild, das eine junge Dame vorstellt.“ — (Wiederholung wie vorher). — Dann fährt der Erste fort: „Hier ist ein Bild, das eine junge Dame vorstellt, von drei Räubern angefallen.“ — (Wiederholung wie vorher) — dann beginnt der Erste wieder: „Hier ist ein Bild u. s. w., der Erste ergreift sie.“ — (wie vorher). — „Hier ist u. s. w., der Zweite sticht ihr den Dolch ins Herz.“ (wie vorher). „Hier ist u. s. w., der Dritte aber sieht die Polizei kommen und ruft: Rettet Euer Leben!“

Bei diesem Auf muß die ganze Gesellschaft aufspringen und flüchten. Wer jedoch aus Verwirrung oder Unkenntniß des Spieles sitzen bleibt, giebt ein Pfand, eben so der, welcher bei Wiederholung der stets sich verlängern den Geschichte Fehler macht.

Obige Geschichte hier nur beispielsweise. Dem Ordner des Spiels steht es frei, jedes beliebige Thema zu wählen, welches den Schluß gestattet: „Rettet Euer Leben!“

Bei der großen Verbreitung unserer Zeitung in allen Ländern dürfte es vielleicht zu interessanten Resultaten führen, wenn Manche unserer Abonnentinnen, Bewohnerinnen der verschiedensten Gegenden, uns Beschreibungen unterhaltender Gesellschaftsspiele zukommen ließen, zum Zweck der Mittheilungen im „Bazar“.

Frauen.

Es giebt vielerlei Frauen, leichtsinnige und pflichttreue, kluge und unwissende, gewandte und linksische, doch eine Gattung erregt mir stets aufs Neue ungeheures Erstaunen. Ich meine die bescheidene Frau, die ich „Hausmütterchen“ nennen möchte. Sie hat ein Doppellinn und zwölf Kinder, besitzt zwei Kleider — einen Cattunüberrock (sogenannten Hänger), im Hause zu tragen, und einen schwarz seidenen Ueberrock zum

Ausgehen. Sie kommt jedoch fast nie aus dem Hause, ist stark, geht sammt ihren zwölf Kindern um 8 Uhr zu Bett und nennt ihren Mann „Väterchen“. Sie ist ganz zufrieden, wenn sie täglich, Jahr aus Jahr ein zwischen Kinderstube und Küche sich hin und her bewegt; was in der Außenwelt passiert, weiß sie nicht, und kümmert sich auch nicht darum, sie rührt kein Buch und keine Zeitung an, nicht einmal wenn sie ihren Kleinsten in Schlaf wiegt, und doch lesen könnte. Umß „Väterchen“ kümmert sie sich nicht, so lange er ihr oder den zwölf Kindern nicht in den Weg kommt. Sie hat eine augenscheinliche Vorliebe für das Kind, welches am meisten schreit, und läßt es nie schlafen gehen ohne ein Stückchen Zuckerkant in jedem Händchen. „Väterchen“ ist ihr ganz ergeben, d. h. er nennt sie „Meine Liebe“, küßt, wenn er nach Hause kommt, noch ehe er seinen Hut aufgehängt, alle zwölf Kinder der Reihe nach ohne Unterschied ob sie reinlich oder schmutzig, erkundigt sich zärtlich nach ihrem Befinden, fährt sie durchaus nicht, und vergnügt sich außer dem Hause so gut er kann.

Dann giebt es eine Art von Frau, die Gezierte, die den Mund immer spitzt, als wollte sie pfeifen, die auf die andere Seite der Straße biegt, wenn sie einen Mann kommen sieht, die den Zipfel ihres Tuches aufnimmt, wenn sie sich setzt, damit er nicht Brüche bekomme, und ihren Sonnenschirm in zehnfaches Seidenpapier wickelt, wenn er außer Dienst ist.

Drittens giebt es Schmetterlings-Frauen, die, mit bunten, leichten Flügelchen versehen, nirgend lange verweilen, nur im Sonnenschein leben können, und einen Regentag verabscheuen wie ein altes Kleid. Solch ein Schmetterlingsweibchen schätzt den Werth ihrer männlichen Bekannten je nach ihren Fähigkeiten, sich auf Ballen, im Concert und Theater bei ihr beliebt zu machen, verdirbt sich alle guten Aussichten durch die Sucht, gut auszusehen und verwandelt sich nach der Hochzeit in eine ganz gewöhnliche Raupe.

Viertens, die gelehrte Frau. Sie ist bewandert in der Literatur, in lebenden und toten Sprachen, in Mythologie, Psychologie, Geologie und allen möglichen Logien, in der Poesie nicht minder. Um ein Kind geht sie so sehr herum, als wäre es eine Klapperschlange, und wenn sie ja mit einem Herzen geboren ward, so hat es sich noch nicht bemerkbar gemacht.

Fünftens, die Kantiptyppe — in deren Natur Schlange, Kacke und Hyäne sich vereinigt, mit spitzer Zunge, scharfen Nägeln und Klauen. Sie vergiftet Euer Leben durch bösen Leumund, schlägt Euch ihre Klauen ins warme Herz. — Fort von ihr!

Sechstens, das ächte Weib — gleichviel ob schön oder unscheinbar. — Sie ist klug, doch nicht pedantisch, bescheiden, doch nicht prüde, mit großem Herzen, doch kein „großer Geist“ (denn dieses Wort ist jetzt verpönt), keine Gelehrte, doch belesen, kein Schmetterling, und doch heiter und fröhlich. Sie ist heiter ohne Lärmen, still ohne Beschränktheit, religiös ohne Fanatismus, einer Meinung fähig und auch fähig zu schweigen. Verheirathet, sinkt sie nicht zur Maschine herab, und unverheirathet, weiß sie sich mit anderen Dingen als mit „Eroberungen“ zu beschäftigen. Sie liebt Musik und Poesie, aber verachtet nicht Nadel und Kochbuch. Sie ist natürlich, gutmüthig, unaffectirt, mit hellem Kopf und warm fühlendem Herzen, das sie unter Schloß und Riegel hält, wie sich's gebührt. — Gott segne sie! Wo sie ist macht sie das Leben schön, und die schlimmsten Verhältnisse erträglich.

Ein modernes Feenmärchen.

Skizze aus Paris.

Mitternacht war vorüber, als der junge Gatte dem Kreise seiner Freunde sich entzog und die Treppe hinan eilend, leise an die Thür des Zimmers klopfte, wo seine Gemahlin weilte, die, von den seidenen Falten ihres reichen Brautgewandes unwallt, am Ramin im weichen Sammetstuhl ruhend, des Erwählten harrte.

„Stehen Sie auf!“ sprach sie, dem vor ihr auf das Knie sinkenden die Hand reichend.

„Nein, nein, Madame,“ erwiderte der junge Mann, die weiße Hand an seine Lippen ziehend. „Lassen Sie mich hier bleiben, ziehen Sie Ihre Hand nicht zurück, sonst fürchte ich, Sie entschwinden mir wie ein Traum, und Alles ist nur Täuschung gewesen. Es kommt mir vor, als sei ich der Held eines der Feenmärchen, die in meiner Kindheit mich in Entzücken versetzten, und der Augenblick müsse kommen, wo die böshafte Fee verschwindet mit meinem trügerischen Glück, und im Kreise ihrer Genossen des armen Betrogenen spottet.“

„Kommen Sie zu sich, theurer Freund. Gestern war ich zwar wirklich noch die Wittve des Lord Melvil, doch heut bin ich Madame de la Tour, Ihr glückliches Weib. Verbannen Sie die Märchenfurcht aus Ihrer Seele; was Sie erlebten, ist Wirklichkeit.“

Friedrich de la Tour hatte übrigens alle Ursache zu glauben, daß überirdische Mächte sich in sein Schicksal gemischt, denn seit einem Monat hatte der Zufall oder sein gutes Glück ihn zu einer nie geträumten Höhe der Seligkeit gehoben.

Friedrich de la Tour stand im Alter von 25 Jahren, ohne Vermögen, Freunde oder Verwandte allein in der Welt, und triefte kärglich sein Leben durch den kleinen Erwerb als Schreiber eines Notars. Eines Tages, da er durch die Straße St. Honoré ging, hielt eine prächtige Equipage dicht vor ihm, und eine elegante Dame, sich herauslehnd, rief ihn an: „Monsieur, Monsieur!“

Der Diener sprang herab, ließ den Schlag des Wagens nieder und nöthigte mit ehrerbietig abgezogenem Hute den jungen Mann, im Wagen an der Seite der schönen, von Juwelen strahlenden Dame Platz zu nehmen. Ohne zu wissen, wie ihm Geschick folgte er der Aufforderung, und die Pferde galoppirten davon.

„Monsieur,“ sprach die Dame nun mit sanfter Stimme. „Ich habe Ihren Brief erhalten, hoffe jedoch trotz Ihrer abschlägigen Antwort, Sie dennoch morgen bei meiner Soirée zu sehen.“

„Mich, Madame?“ fragte Friedrich.
„Ja wohl, mein Herr. — Ach — ich bitte tausendmal um Entschuldigung — aber Sie gleichen einem Herren meiner Bekanntschaft so unbeschreiblich, daß ich Sie für jenen hielt. Was müssen Sie von mir gedacht haben. Doch die Ähnlichkeit ist wirklich so groß, daß wohl auch Andere dadurch getäuscht werden könnten.“

Noch ehe diese Entschuldigung völlig zu Ende, hielt der Wagen im Hofe eines schönen Hotels, und Friedrich konnte natürlich nicht umhin, der Lady Melvil den Arm zu bieten und sie Stufen hinauf zu geleiten. Lady Melvil war von Geburt eine Französin, wie Lilien und Rosen leuchtete ihr schönes, schwarzem Haar umrahmtes Gesicht, und ihre Rosenlippen von unwiderstehlichen Reizen gelang es leicht, den jungen Mann zu fesseln, der hoch sein Glück pries, welches ihm zur Bekanntschaft der schönen Dame verholfen. Er nahm ihre Einladungen an und ward bald der tägliche Gast der jungen Wittve, die, von vielen Bewunderern umringt, schon nach wenigen Tagen Alle entließ und nur die Huldigungen des armen jungen Schreibers annahm. Sie war es, Lady Melvil, welche zuerst dem jungen Mann die Hand antrug, denn wo hätte er den Muth zu einem Heirathsvorschlag hernehmen sollen.

Friedrich wußte nicht, wie ihm geschah. Oft, in seinem kleinen Stübchen vor dem Spiegel stehend, unterwarf er sich Person einer ersten Musterung. Er war nicht häßlich, doch etwas wenig hübsch; sein Auzug war ganz seinem bescheidenen Einkommen angemessen und ließ den Gedanken nicht aufkommen, könne sein Glück seinem Schneider zu verdanken haben. Es blieb ihm also nichts anderes übrig, als zu glauben, Lady Melvil habe ihm um seiner selbst willen, oder täusche sich über ihre eigenen Gefühle.

Wie groß war Friedrichs Staunen erst, als nach der Zeitceremonie ihm angeflüstert ward, daß er Besitzer einer Million Francs sei. Die Contracte besagten, daß er Güter in England, einen Wald in der Normandie, ein Haus in Paris, in der Straße St. Honoré besäße, und noch anderes Eigenthum, wovon er nie eine Ahnung gehabt. Die Wittve besaß Güter in England, in Wales und Devonshire. — Niemand wird es glaublich finden, daß der bescheidene junge Schreiber an Wirklichkeit dieser seiner Lebensereignisse zweifelte und mit Mühe daran dachte, der nächste Augenblick könne ihn aus seinen seltsamen Träumen reißen. Maire und Priester hatten die Verbindung bestätigt und gesegnet, doch weder die Würde der Kirche noch die Gesetze war stark genug, seine Zweifel zu zerstreuen, und mochte weder seinen Platz zu den Füßen seiner jungen Gattin noch deren Hand aus der seinen lassen, fürchtend, das Wahre bilde seines Glückes könne entschwinden.

„Stehen Sie auf, Friedrich,“ wiederholte seine junge Gattin, „ziehen Sie einen Lehnhstuhl neben den meinen, und lassen uns ein Weilschen plaudern.“

Der junge Mann gehorchte und Madame de la Tour gann:

„Es war einmal . . .“
„Sagt ich's nicht,“ unterbrach sie Friedrich — „jetzt kommt wirklich ein Feenmärchen.“

„Hören Sie mich an, mein Freund. Es war einmal junges Mädchen, deren Eltern einst reich gewesen, doch verarmt, nur auf die Arbeit angewiesen waren. Die Hoffnungen in Paris das verlorene Glück wiederzufinden, veranlaßte die milde, ihren Wohnort Lyon zu verlassen und nach der Hauptstadt zu gehen. Doch nichts ist so schwer, als ein verlorenes Vermögen wieder zu gewinnen und zu einem, einmal eingehülsten Mann zurückzuführen. Der Vater des jungen Mädchens brachte die Wahrheit in Erfahrung, denn nachdem er vier Jahre lang Armuth und Elend gerungen, starb er in einem Hospital. Die Mutter folgte ihrem Gatten bald, und das junge Mädchen verwaist zurück in einer Dachkammer, deren Miethzins nicht mal bezahlt war. Kämen in der Geschichte, die ich Ihnen erzählen will, Feen vor, so müßten sie jedenfalls jetzt erscheinen. Das arme Mädchen ließ sich sehen. Das arme Mädchen blieb allein, ohne Beschützer, ohne Freunde, ohne Mittel zum Lebensunterhalt, sogar noch belastet mit Schulden, die zu bezahlen sie nie hoffen durfte. Vergebens sprach sie fremde Leute um Arbeit an, die zige Zuflucht des Armen. Das Laster freilich trat ihr mit lockenden Anerbietungen entgegen, doch das Mädchen gehörte den Naturen, in denen die Tugend stark genug, der bestedenden Verführung der Sünde auszuweichen.“

Die Bedürfnisse des Körpers machten indeß ihre Forderungen geltend. Der Hunger stellte sich mahnend ein, und ward zu zweitägigen Fasten unerträglich. Friedrich, Sie können, obgleich Sie erst seit einem Tage reich sind, sich gewiß keine Vorstellung machen von den Leiden, von denen ich rede; ja, Sie werden nicht staunen, wie ich in dieser luxuriösen Umgebung, auf einem Lehnhstuhl sitzend, Ihnen ein solches Bild des Elends zu malen vermag. Doch hören Sie mir weiter zu. Der Hunger zwang das arme Mädchen, um Almosen zu bitten. Sie verhißte sich Kopf in ein Tuch, das einzige Erbtheil ihrer Mutter, beugte sich schlanke Gestalt, um das gebrechliche Alter nachzuahmen, und hinaus auf die Straße und streckte die Hand nach Almosen nach, diese Hand war weiß und fein, und ängstlich hüßte sie sie selbe in ihr großes Tuch ein, als sei sie mit Ausatz bedeckt.“

Das arme Kind stellte sich an einen Eckstein, so weit möglich von der Straßentürne, und bat ein junges Mädchen das leichtsinnig vorüberging, um einen Sou — nur um ein Sou, um etwas Brod zu kaufen. Doch die jungen Mädchen Paris haben wohl an andere Dinge zu denken als an die Noth der Armen. Die Bitte blieb unerhört. Da ging ein alter Mann vorbei, und die Verlassene wagte auch ihn anzusprechen. Das Alter ist oft geizig und hartezig — auch er ging vorüber. Der Abend war kalt und regnig gewesen, die Nacht brach an, und ihr kamen die Polizeidiener und Nachwächter, auf den Straßen ihr Regiment zu beginnen. Da wagte das Mädchen, ein Ohnmacht nahe, noch einmal das Mitleid anzusprechen. Es war ein junger Mann, der eben vorüber ging. Er blieb stehen, nahm ein Geldstück aus seiner Tasche und warf es der Bettlerin zu eilig und scheu, als fürchte er, mit solchem Elend in Verührung zu kommen. Ein Polizeidiener, welcher die Scene beobachtet haben mochte, trat plötzlich vor, packte das Mädchen bei den Schultern und rief: „Ich habe Euch beim Betteln ertappt. Sie müßt in Arrest.“

Da trat der junge Mann schnell herzu, nahm den Arm der Bettlerin, den er kurz zuvor nicht mit dem Handschuh hatte rühren mögen, und wandte sich zu dem Polizisten mit den Worten:

„Diese Frau ist keine Bettlerin; es ist eine Bekannte von mir.“

„Aber, mein Herr, das Betteln ist verboten.“
„Ich wiederhole Ihnen, die Frau ist keine Bettlerin, ich kenne sie. — Gute Frau,“ fuhr er leiser, ans Ohr des jungen Mädchens geneigt fort, das er für eine Greisin hielt, „nehmt dieses Francs, und laßt Euch von mir bis zur nächsten Straße führen, damit Ihr der Verfolgung des Polizeidiener entgeht.“

Das für mich so bedeutende Geldstück glitt aus seiner Hand in die meine,“ fuhr die Erzählerin fort, „und als wir

bei der Laterne vorüber kamen, die ich vorher ängstlich gemieden, sah ich Sie."

"Mich?" rief Friedrich.
"Ja mein Freund. — Ich sah Ihre Züge zum ersten Male, habe sie aber nie vergessen, denn Sie retteten mir das Leben, vielleicht die Ehre. Sie schenken damals eine Krone der Lady Melvil — Ihrer jetzigen Gattin."

"Sie, so jung, so schön, so reich — wäre es möglich, daß Sie einst um Almosen bettelten?"

"Ja, ich empfang Almosen, doch nur einmal, und zwar von Ihnen. Am Tage nach diesem traurigen Abend, den ich jetzt für einen meiner glücklichsten halte, verschaffte mir eine alte Frau, die Theilnahme für mich begehrt, eine Stellung als Näherin in einem anständigen Hause, und in kurzer Zeit ward ich die Freundin der würdigen Dame, für die ich arbeitete. Eines Tages trat Lord Melvil in das kleine Zimmer, wo ich nähte, und setzte sich neben mich. Er war ungefähr 60 Jahr alt, groß, von schwächlicher Gestalt und ernst, finstern Mienen."

"Mademoiselle," sprach er zu mir; "ich kenne Ihre Geschichte. — Wollen Sie mich heirathen?"

"Sie heirathen?" rief ich.
"Ja, ich besitze bedeutendes Vermögen, das ich nicht gern meinen Neffen hinterlassen möchte, leide etwas an Podagra, und möchte nicht gern auf die Pflege meiner Diener angewiesen sein. Wenn es wahr ist, was ich von Ihnen gehört habe, so besitzen Sie einen rechtlichen guten Charakter, und es hängt nun von Ihrer Entscheidung ab, zu bestimmen, ob sie Lady Melvil werden und beweisen wollen, daß Sie den Ueberfluß so gut tragen können als die Dürftigkeit."

"Ich liebte Sie, Friedrich, obgleich ich Sie nur einmal gesehen," sprach die junge Frau weiter. "Ich konnte Sie nicht vergessen, und eine Stimme in meinem Herzen flüsterte mir zu, daß unser Weider Lebensweg einst doch vereinigt werden müsse. Ich sah Lord Melvil an, sein ernstes Gesicht, seinen durchdringenden schlauen Blick, überdachte, daß er diesen selbstmüthigen Schritt nur aus Rache thue und mich zum Werkzeug seiner Pläne ausersehen. Lord Melvil bemerkte meine Bewegung, mein Schwanken, und ward dadurch in seinen Anträgen nur noch dringender. Die Leute meiner Bekanntschaft redeten mir zu, den Spleen des alten Engländers zu benutzen, der viele Millionen Francs im Vermögen besitze, davon mir über ein Kleines doch ein bedeutender Theil zufallen müsse. Aber ich dachte an Sie, und hätte gern alle sich mir bietenden Schätze geopfert für die Liebe Dessen, den ich nur einmal gesehen. Indessen war ich durch eine zu ernste Prüfungsschule gegangen, als daß romantische Schwärmerei über den Verstand die Herrschaft hätte erlangen können. Sie verbannte Sie aus meinen Gedanken und ward Lady Melvil. Das war ein Feenmärchen, mein Freund; ich, die arme verlassene Waise, war die Gemahlin eines der reichsten Peers von England. In prachtvoller Equipage, von betretenen Dienern umringt, fuhr ich durch die Straße, wo ich vor einigen Monaten Almosen erbittend stand, und konnte in Seide gehüllt, von Diamanten bedeckt, mir die Stelle betrachten, wo ich bettelnd stand. O, über die seltsame Laune des Glücks! — Die Leidenschaften der Menschen, mein Freund — das sind die wunderthätigen Feen unserer Zeit."

"Glücklicher Lord Melvil," sprach Friedrich, "er konnte Sie reich machen."

"Er war wirklich glücklich," fuhr Madame de la Tour fort, "und gestand mir oft, daß diese Heirath, die von vielen seiner Freunde eine Thorheit genannt ward, die vernünftigste Handlung seines Lebens gewesen. Er war reich über meine kühnsten Erwartungen hinaus, strebte nicht mehr nach Vermehrung seiner Schätze, doch hatte er sehr richtig geschlossen, daß Dankbarkeit das Herz eines Weibes ihm gewinnen könne, dessen Glück er gemacht, und nie bereute er, eine Französin zu seiner Gattin gewählt zu haben."

"Ich pflegte den Lord in seiner letzten Krankheit und er starb, mich segnend, und all seinen Reichthum mir hinterlassend. Nun that ich ein Gelübde, nur dann mich wieder zu vermählen, wenn ich den Mann fände, der sich in der traurigsten Stunde meines Lebens meiner angeschlossen, oder nie."

"Undankbarer," fuhr Frau von la Tour halb scherzend fort, dem Gatten die Hand reichend, "warum suchten Sie das Weib nicht auf, das Sie so innig liebte, Sie reich und glücklich zu machen so sehrlich wünschte? Warum ließen Sie sich nirgends sehen? Nicht im Theater, nicht in Concerten. Hätte ich nur Ihren Namen gewußt!"

Bei diesen Worten nahm die Neuwermählte von ihrem Halse

ein Rubin-Collier, und zog aus einem kleinen, daran hängenden seidenen Beutelchen die in Gold gefaßte Krone.

"Dies ist das Geldstück, das Sie mir einst gegeben," sprach sie, es in Friedrichs Hände legend. — "Auf diese Krone bekam ich Brod, welches mein Leben bis zum nächsten Tage fristete; am nächsten Tage konnte ich das mir theure Geldstück wieder einlösen, um mich nie mehr davon zu trennen. — Wie glücklich war ich, als ich endlich auf der Straße Sie sah. Für meine freudige Hast konnte der Wagen nicht rasch genug halten! Ich ergriff den ersten besten Vorwand, Sie an meine Seite zu rufen. Nur eine Sorge hatte ich noch. — Sie konnten ja verheirathet sein. Dann hätten sie diese Geschichte nie erfahren, Lady Melvil hätte nur aus der Ferne und ins Geheim Ihnen durch einen Theil ihres Reichthums die Mittel zu höhern Genuß des Lebens geboten, wäre nach England zurückgekehrt, und vielleicht einsam auf ihrem Schlosse in Wales gestorben."

Friedrich ergriff die Krone, die Ursach seines märchenhaften Glückes, und sprach, die Hand seiner Gattin an die Lippen drückend:

"Ihre Geschichte ist dennoch ein Feenmärchen. Empfang ich doch soeben aus der Hand der wohlthätigen Fee den Talisman, welcher mich in das Zauberland des höchsten irdischen Glückes emporhob."

Das Theater des Sultans.

Das neue Theater des Sultans in Konstantinopel ist mindestens eben so bemerkenswerth durch seine herrliche Lage, als durch den eigenthümlich weichen, orientalischen Charakter seines Baues und seiner innern Ausstattung.

Das Theater erhebt sich auf dem Plage Dolmabaktche, wenige Schritte vom Bosporus, und bietet die Aussicht auf Skutari, das Marmarameer und die Spitze von Serai. Die Wunder der Kunst inmitten der Wunder der Natur!

Zuerst wird man in den Festsaal geführt, wo der Sultan künftig seine diplomatischen Diners giebt. Es ist ein längliches Viereck mit 12, auf alle vier Seiten vertheilten Fenstern und zwei Thüren in der Mitte der langen Seiten. Ein köstliches Lambris von Nußbaumholz, ein Meisterwerk der Kunstschlerei, läuft rings um die Wände des Saales, abwechselnd mit Marmorseibern, und sparsam nur mit Gold verziert, so daß die Schönheit des Ganzen nicht dadurch beeinträchtigt wird und die kunstreiche Sculptur nur um so wirksamer hervortritt.

Die zwei großen, das Lambris durchschneidenden Thüren sind oben mit einem Gitterwerk von vergoldeter Bronze gekrönt. Dahinter befindet sich, auf einer Seite, die Tribüne, wo der Sultan ungesehen dem Banquet beizuhohn kann, und auf der andern der Raum für ein unsichtbares Orchester.

Von dem Lambris bis hinauf zum Giebel ist der Saal mit gepreßter, goldverzierter Ledertapete bekleidet, diesem mittelalterlichen Zimmerschmuck, welchen die pariser Industrie seit einigen Jahren aufs Neue zur Geltung gebracht hat. In diesem Rahmen denke man sich Alles, was der ausgesuchteste Luxus an Pracht der Decoration aufzufinden vermochte. Die acht großen Tische von Ebenholz, mit Kupfer und Goldbronze ausgelegt, werden von acht großen venetianischen Spiegeln überragt, deren Ebenholzrahmen gleichfalls mit Kupfer ausgelegt sind. Auf jedem der Spiegel prangt die kaiserliche Namens-Chiffre.

Zwischen diesen Tischen stehend erregen zunächst die acht Candelaber Bewunderung, deren Körper durch zwei Metres hohe chinesische Vasen gebildet, oben in Federbüschel von Bronze auslaufen, welche die Kerzen tragen.

Die Mitte des Saales wird von drei Tischen eingenommen, welche zu einem zusammengeschoben werden können und, gleichfalls von Ebenholz, auch hinsichtlich der Goldbronze- und Kupfer-Verzierung mit den acht Spiegeltischen übereinstimmen. Stühle von vergoldetem Holze, mit dunkelgrünem Stoff überzogen, stehen an den Wänden; derselbe Stoff, in seinem Muster Blumen und Blättergewinde darstellend, wällt in weichen Falten von den Fenstern hernieder und bedeckt vier Seddivans. Es ist ein alter genuines Stoff, welcher in Lyon nachgeahnt ward. Elf große Lustres von geschliffenem Krystall in alterthümlicher, sehr eleganter Form hängen über den Tischen und bilden im Verein

mit den Lichtbouquets der chinesischen Vasen ein Glanzmeer, welches die schönen Deckengemälde und die Pracht der Decoration wirksam hervortreten läßt.

Der Fußboden des Saales ist völlig bedeckt von einem großen Teppich — grauer Grund mit Blumenbouquets.

Trotz der Größe dieses Saales (28 Metres auf 14) macht der erste Anblick desselben den Eindruck der Behaglichkeit; das Auge begegnet nirgends einer Nachtheit, keiner Anordnung, die Unbequemlichkeit oder Gêne befürchten ließe. Das Haus enthält noch 12—15 Säle, in dem verschiedenartigsten Styl möblirt, und alle ohne Ausnahme machen denselben wohlthuenden Eindruck.

Nachdem wir den großen Festsaal verlassen, begeben wir uns zunächst in die kleine vergitterte Loge des Sultans über der Thür, ein trauliches Entresol-Gemach, weich drapirt wie das Innere eines Wagens, und von dort weiter in einen kleinen Salon, von wo aus man in die erste Etage hinaufsteigt, wo die großen Appartements des Sultans sich befinden.

Wir durchschreiten die lange Reihe prachtvoller Zimmer, mit deren Beschreibung sich Bände füllen ließen, und eilen dem Schluß unserer artistischen Reise, dem Theateraal selbst zu. Ein mit ponceau-Nez tapezierter Gang führt aus diesen Sälen in die kaiserliche Loge, welche der Bühne gegenüber und zwischen zwei kleineren zurückweichenden Logen gelegen ist, in deren einer die Treppe beginnt, welche in den Harem führt.

Der Saal, dem Opernsaal im Schloß zu Versailles ähnlich, besteht aus einem Erdgeschos mit Parterre und Logen, aus einem ersten Rang und einem zweiten vergitterten Rang für den Harem. Er ist nur von mäßiger Größe und faßt ungefähr 300 Personen.

Das Innere der Logen ist mit ponceau Seiden-Nez tapeziert, welcher das Licht auf wohlthuende Weise zurückwirft. Ein Lüster hängt in der Mitte jeder Loge, welche, vorn mit Gardinen versehen, jedem Zuschauer erlaubt, sich nach Belieben fremden Blicken zu entziehen. Diesen mit Goldfransen besetzten Sammetgardinen, die zu beiden Seiten an den Säulen der Logen herabhängen, entsprechen die Draperien der Logenbrüstungen, wie die in Logen und im Parterre placirten Fauteuils.

Der Fußboden der Logen sowie die Gänge und Treppen sind mit Teppichen belegt.

Den eigenthümlich mysteriösesten Reiz dieses Theateraals gewährt der Anblick des zweiten Ranges, des hinter vergoldetem Gitter eingeschlossenen Harems, und doch kann man sich des Wunsches nicht erwehren, diese reichen orientalischen Gewänder, diese strahlenden Diamanten und die noch strahlenderen Augen möchten in voller Pracht und Schönheit den Saal als blendender Kranz umgeben, statt hinter dem neidischen Gitter sich zu verbergen.

Das Buch der Mutter für Haus und Erziehung.

So lautet der Titel eines werthvollen, kürzlich im Verlage von Julius Springer in Berlin erschienenen Sammelwerkes, welches wir ohne Bedenken ein "Erziehungsbuch" nennen können. Die Herausgeberin, Agnes von Bohlen, hat in diesem Buche mit Umsicht und hohem Verstandniß ihrer Aufgabe den Werken der bedeutendsten pädagogischen Schriftsteller alter und neuer Zeit die lehrreichsten, sinnigsten Aussprüche und Bemerkungen entlehnt, und sie in einer Weise aneinander gefügt, daß den darin Belehrung suchenden Müttern die ganze Stufenleiter ihres schönen, hochwichtigen Berufes in systematischer Folge vor Augen tritt und vor die Seele gerufen wird. — Während die "erste Abtheilung" auf dem Terrain der Familie, der Kinderstube, der Schule, sich bewegt, handelt die zweite Abtheilung von Erziehung im Allgemeinen, Verstandes- und Geistesbildung, Gemüths- und Charakterbildung. Ein Anhang über Erziehung und Bildung der Mädchen insbesondere beschließt das Werk, in welchem wir die Aussprüche und Erfahrungen Jean Pauls, Göthe's, Pestalozzi's, Rousseau's, Shakespeares, Schleiermachers, Arndts, Niemeiers, Rückerts, Chamisso's und anderer Arbeiter auf dem Felde des Gedankens vereinigt finden mit denen Julie Bürows und Caroline Rudolphi's, jener wahrhaft deutschen Frauen, welche um die Erziehung ihres Geschlechtes durch ihre Schriften sich verdient gemacht.

Tiefes Leid.

Von Albert, Graf von Schlippenbach.

Gustav Eggert.

Sehr langsam.

Ich hatt' wohl ein Kleid, war hell und bunt, mein Mut-ter hat's mir ge-schenkt, trug blau-e Au-gen, die sind nun wund, in hei-ßen Thränen er-tränkt. Ja

wund die Au-gen, nun schwarz mein Kleid, ist hoch der Himmel, ist tief mein Leid. Wie tief? Ach Gott mag es wis-sen! Herz-mut-ter, ich kann dich nicht mis-sen, Herz-mut-ter!



Seidenstoffe zu waschen.

Ein halbes Pfund in dünne Scheiben geschnittene Seife thut man in einen kleinen Topf mit heissem Wasser und rührt sie darin zu einem dicken Brei. Hierauf nimmt man Honig, etwas mehr als Seife, und rührt ihn nebst zwei Schoppen Kornbrandtwein unter die Masse. Ist diese erstarrt, so breitet man den Seidenstoff auf einen reinen Tisch, nimmt eine weder zu harte, noch zu weiche Bürste, taucht sie in die Masse und bürstet damit den Stoff auf beiden Seiten so lange, bis man annehmen darf, daß er gereinigt sei. Hiernach spült man den Stoff mehrmals in reinem frischem Wasser aus, schüttelt ihn gut, schlägt ihn in ein reines wollenes Tuch und plättet ihn dann mit heissem Eisen.

Zur Conservirung von Aquarellen

überstreicht man dieselben mit einer Auflösung von Aesculin in Alkohol. Das Aesculin bleibt nach Verdunstung des Alkohols durchsichtig und farblos über den Farben zurück, läßt aber die chemisch wirkenden Lichtstrahlen nicht durch. In Folge dessen bleiben die Farben der so behandelten Aquarellen selbst dem Sonnenlichte ausgesetzt unverändert. Aesculin ist in der Rinde der Koffkastanie enthalten.

Austernspeise (Oyster Chowder), ein amerikanisches Gericht.

Eine tiefe Form oder Schüssel wird mit Butter bestrichen; dann legt man den Boden der Schüssel mit in Milch geweichten Zwiebackstücken, thut kleine Stücken Butter darauf, darüber eine doppelte Lage Austern, über welche man Pfeffer, etwas Salz und fein gehackte Petersilie streut. Dann abermals eine Lage in Milch geweichten Zwieback, Butter, Austern und Gewürz, Austernsart, etwas Milch oder Wasser und zuletzt noch eine Lage Zwieback und Butter. Die Speise muß ungefähr 40 Minuten in einem heißen Ofen baden und wird dann auf eine flache Schüssel umgefürt. Der Zwieback kann auch durch geriebenes Brod ersetzt werden.

Amerikanische Fleisch- und Fischspeise.

Gezähntes Schweinefleisch wird in sehr dünne Scheiben geschnitten, mit fein gehackten Zwiebeln und fein gehacktem Pfeffer bestreut. Dann schneidet man Kabeljau, Schellfisch oder einen andern fetten Fisch in dünne Stücken, nimmt die Gräten heraus, legt auf den Boden einer Form zuerst eine Lage der gewürzten Schweinefleischstücken, dann eine Lage Fisch, dann in Milch geweichten Zwieback, dann wieder eine Lage Schweinefleisch, Fisch und Zwieback mit einigen Stücken Butter, und so der Reihe nach weiter, bis die Form fast gefüllt ist. Hierauf gießt man etwas Wasser hinzu und schließt mit einer Lage eingeweichten Zwiebacks. Diese Speise muß 1 1/2 oder 2 Stunden baden, je nach der Tiefe der Form. Sie wird umgeschüttelt auf eine flache Schüssel. Die Amerikaner bereiten diese Speise in einer eisernen Form mit dicht schließendem Deckel auf einem Herde bei hellem Feuer, und legen noch heiße Fische auf den Deckel.

Ein Mittel gegen die Bräune (Croup).

Bei der furchtbaren Bedeutung dieser Krankheit, welche namentlich auf dem Lande, wo der ärztlichen Hilfe zur Seite steht, nicht selten einen schnellen tödtlichen Verlauf hat, tragen wir, von unsern sonstigen Grundrissen abweichend, kein Bedenken, folgendes einfache Mittel mitzutheilen, welches ein französischer Arzt, Dr. Villard in Corbiac (Nièvre), im Cosmos (1859, 11. Heft) veröffentlicht. Wenn man bereits in der Nachenöhle die spezialen Schleimhäute bemerkt und der Husten ansteigt, daß das Kind vom Croup befallen ist, giebt man ihm sündlich, Tag und Nacht, einen Eßlöffel voll Wasser, in welches, auf ein Trinfalas, das Weisse eines Gies geschlagen ist. Als Getränk giebt man außerdem lauwarmes Zuckerswasser, in welches auf eine Weinflasche ein Ei, das Gelbe und das Weisse, geschlagen ist. Unter Anwendung dieser Mittel, sagt der Artikel des Cosmos, verschwinden innerhalb 2 bis 3 Tagen alle Symptome der Krankheit, und das Kind wendet sich rasch der Genesung zu. Gleichwohl vermahnen wir uns gegen die Meinung, als sei der ärztliche Rath durch Anwendung dieses Mittels entbehrlich; in nöthigen Krankheitsfällen bis zur Ankunft des Arztes kann es jedoch Hilfe in der Noth sein.

Als Mittel gegen die Hühneraugen

wird (in Wittsteins Vierteljahrsschrift) die „Jodinctur“ empfohlen. Das Jod ist ein chemisches Element, welches sich zwar nirgends rein, aber in sehr großer Verbreitung in zahlreichen Verbindungen, wenn auch immer nur in sehr geringen Mengen, oft nur in schwachen Lösungen, z. B. im Meerwasser, findet. Die Seegewächse (die Lauge oder Fucoiden) müssen die Vermittler machen, damit wir des Jods habhaft werden können. Diese Pflanzen häufen durch ihre Nahrungsaufnahme die äußerst schwachen Spuren des Jods im Meerwasser in sich auf, und dann gewinnt man dieses aus der Asche dieser Pflanzen. In der Weltkunde darf das sehr giftige Jod nur mit Vorsicht zu innerlichen Kuren angewendet werden. Die Jodinctur ist eine rothbraun aussehende Auflösung des Jods in Weingeist. Diese trägt man mit einem Pinsel mehrmals auf das Hühnerauge auf, und fährt damit mehre Tage fort. Nach jedem Aufstreichen soll der Schmerz sich vermindern, die Hornhaut immer dünner werden und endlich die Haut ihre ursprüngliche Weichheit wieder gewinnen. Freilich muß man dafür sorgen, daß das Hühnerauge nicht wieder durch enge Fußbekleidung hervorgerufen wird. Bei der Anwendung muß man sich in Acht nehmen, die Jodinctur nicht an die Finger zu bringen, weil sie braune Flecken hinterläßt, die nur sehr langsam wieder verschwinden.

Waschen der Handschuhe.

Als ganz vorzüglich wird folgendes Verfahren empfohlen: Der zu reinigende Handschuh wird auf das Waschbrett gelegt und mit einem Schwamme, der in eine Mischung von Kampber und Alkohol getaucht ist, sanft abgerieben, dann selbst in die Mischung getaucht, ausgepresst und glatt gerieben. Die Finger werden, nachdem das Innere des Handschuhs auseinander gefaltet ist, aufgeschoben und darauf der Handschuh zum Trocknen über eine Schnur gehängt. Da die Kampberdämpfe sich leicht entzünden, darf man keine Flamme einer Kerze oder Lampe in ihre Nähe bringen.

Gläser, Glasylinder und Flaschen geschmeidig und dauerhaft zu machen.

Man packt dieselben mit Stroh umwickelt in einen Topf, gießt kaltes Wasser darauf, setzt den Topf ans Feuer, so daß er sich langsam erwärmt und endlich zum Kochen kommt. Dann läßt man das Feuer auswärmen und den Topf eben so langsam erkalten. Auf diese Weise behandelte Flaschen und Gläser erlangen eine solche Zähigkeit, daß sie den Wechsel von eiskaltem und todkendem Wasser aushalten können, ohne zu zerpringen. Es versteht sich, daß sie nicht zu dick von Glas sein dürfen. Auch die Glasylinder zu den Lampen kann man auf dieselbe Weise durch Auslöchen so geschmeidig machen, daß sie dem Zerpringen milder unterworfen sind. Hier hat aber oft das Zerpringen seinen Grund in der ungleichen Dike des Glases. Dagegen hilft man dadurch ab, daß man unten mit einem Glaserdiamant einen kleinen Einschnitt macht.



Zweifelhige Charade.

Zwei Eheleute stritten sich; Warum? — es klingt fast lächerlich; Die Stube sollt' ein neu Gewand Erhalten durch des Malers Hand, Und nun war es die Farbe eben, Die Ursach zu dem Zwist gegeben. Sie sprach mit zornigen Geberden: „Die erste Silbe soll es werden, Mit weißen Blumen lilienzart, Mit grünen Blättern schön gepaart, Wie herrlich dachte ich mir dies Und hielt es schon für ganz gewiß.“ Der Mann versetzt, indem er lacht: „Da hast Du einmal falsch gedacht. Blau wie der Himmel werde sie, Frau, Dein Geschmack gefällt mir nie.“ Darauf erwidert die Frau gar sehr Und rief: „Blau wird sie nimmermehr! Ich will doch sehen, ob Dein Wille Durchsetzen werde diese Grille.“ Jedoch der Mann gebot ihr Ruh, Und rief ihr gleich die zweite zu. „Und thust Du nicht was diese sagt, Und ist mein Zorn erst angefaßt, Dann magst Du zu dem Ganzen ziehen, Woher Du bist — dort wähle immer Nach Lust die Farbe Deiner Zimmer.“ Sagt Leutchen, die Ihr dies gelesen, Woher ist wohl die Frau gewesen? — Marie Clausnitzer-Hennes.

[4403]

Zweifelhige Charade als Räffelsprung-Aufgabe.

Table with 7 columns: Ein, Gan-, te, Er-, noch, Wort;, die, hin;. The text is a word puzzle where letters from the first column form words in the second column, and so on.

Erster Rebus.

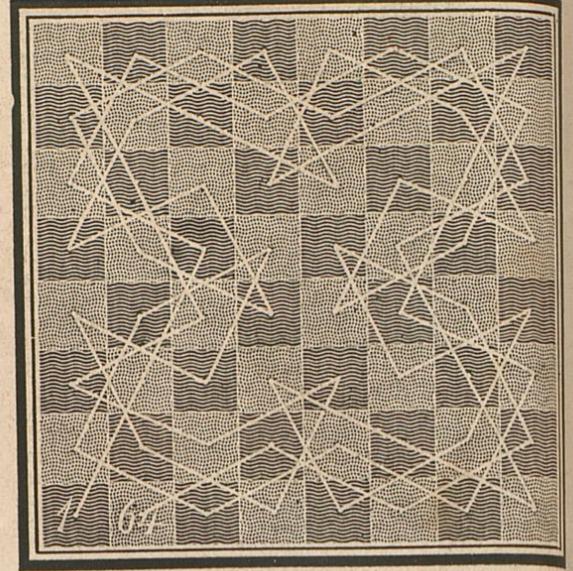


Zweiter Rebus (spanisches Sprichwort).

(Von diesem Rebus werden wir die Auflösung nicht geben.)



Schlüssel zur Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 40.



Auflösung der Räffelsprung-Aufgabe Seite 40.

— Nicht zu geben, leichtsinn Weisheit, Ernst zum Eherze! Hausbatter mit der Lebensstetze! Die Kackel lobert wild und zischt Schnell aus, indeß der Kamme zarte Flamme, Dem Winde flug entrußt, und sparsam aufgefrischt, Nur mit dem Morgenroth erlischt: Die Mäßigkeit ist des Vergnügens Amme.

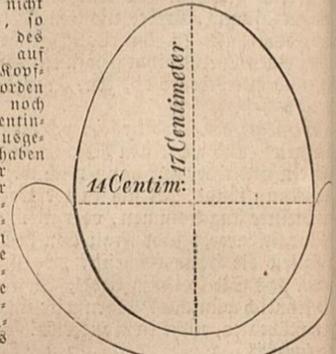
Auflösung des Räffels Seite 40.

„Bleibt.“



v. Bar. J. v. F. in H. Einen Corset-Schnitt für ein ganz junges zu geben, halten wir nicht für zweckmäßig, da die Mühe der Anfertigung eines solchen Corsets nicht lohnend ist, in Betracht des hohen Preises eines fertigen. — Die Corset-Handlung von H. J. Jägerstraße Nr. 42 in Berlin, hat dieselben (zum Preise 15—17 Sgr.), sowie alle anderen Arten Corsets für Kinder (Erwachsene, zu sehr mäßigen Preisen vorrätig. Nächstens werden wir ausführlichere Mittheilungen über Corsets, Japans u. dgl. ben. Die dunkel wolleenen, für den Winter so sehr zweckmäßigen Unterstücke, desgleichen Palmoral-Röcke, erhalten Sie ebenfalls der erwähnten Handlung von H. J. Jäger in Berlin. Wenden sich mit Ihren Bestellungen schriftlich direct an die Firma.

Dr. C. F. in D. hätte es nicht an Raum gemangelt, so würde die Abbildung des Drahtgestells zu dem auf Seite 29 befindlichen Kopfschuh diesem beigelegt worden sein; da nun vielleicht noch mehre unserer Abonnenten das von Ihnen ausgesprochene Bedenken haben könnten, so kommen wir demselben durch die hier gegebene Abbildung zuvor. Die beiden punktirten Linien der kleinen Skizze geben die Größe des innern leeren Raumes in Höhe und Breite an; die weitere Erläuterung giebt die Beschreibung des Kopfschuhes selbst.



Hrn. C. A. A. in St. Wir sind gegenwärtig so reichlich mit musikalischen Manuscripten der Gattung versehen, daß wir von dem Eingekamten keinen Bedarf machen können.

Dr. J. H. in M. E. Die zweite Arbeitsnummer dieses Jahrganges hält ein schönes Alphabet zu französischer Stickererei, woraus die Chiffren nur zu wählen haben. Tausendstücken bringt das erscheinende Supplement.

So viel uns bekannt, weichen die zwei von Ihnen genannten Verfahren etwas voneinander ab, jedoch wohl nur in unbedeutenden Hinsichten. Zur Beförderung des Auftrags können wir Ihnen nicht hilfreich sein, da keine Verbindung zwischen uns und den Autoren von Ihnen erwähnten Werke besteht.

Hrn. W. v. B. in A. St. Schnittmuster zu Kindergarderobe finden in den „Pariser Modellen“ Nr. 31, 35, 36 vorigen Jahres, in diesem Jahrgang und in der dritten Arbeitsnummer des Bazar, zugleich die Abbildungen aller jener Kinder-Garderobe-Objekte enthält. Der Schnitt zu einem Hausüberrod mit Pelzlinie befindet sich in Nr. 26 der „Pariser Modelle“ (1859), auch Nr. 18 dieses Jahrganges enthält eine Taille zum Hausüberrod. Eine mehr Taille ohne Schnebe finden Sie in Nr. 34 der „Pariser Modelle“; Ihre Hände ist und nur Ihrer Beachtung wartet. Ein Muster dürfen wir in Verreß der Kinderwäsche sagen. Alljährlich geben wir „Bazar“ eine ausschließend der weibliche gewidmete Nummer, im verfloßenen Jahre gaben wir deren sogar zwei, eine für Kinder, die Wäsche für Erwachsene, die andere die Wäsche für Kinder. In der letzten der Supplementnummer vom März 1859 ist ein Kinderhemd, wie Sie es beschreiben, enthalten.

Eine Abonnentin in Strad. Die meisten Supplemente enthalten Ihren Zweck geeignete Muster.

Hrn. F. G. in G. Die eingekamten Gedichte eignen sich nicht zur Aufnahme in den Bazar. Die Rücksendung erlassen Sie uns. Eine Abonnentin des Bazar in A. Auf Seite 171 und Seite 172 (Jahrgang 1859) finden Sie Platemuster zu Gardinen.